

Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. Erster Band

Jules Verne

**Meister Antifer's
wunderbare
Abenteuer. Erster
Band**

Jules Verne

I.

In dem ein unbekanntes Schiff mit unbekanntem Kapitän auf unbekanntem Meere nach einer unbekannten Insel sucht.

Früh am Morgen – des 9. September 1831 – verließ der Kapitän seine Cajüte und begab sich nach dem erhöhten Hintertheile des Schiffes.

Schon zeigte sich im Osten die Sonne oder es erhob sich vielmehr der Widerschein davon über die tieferen Schichten der Atmosphäre, denn ihre Scheibe bewegte sich noch unter dem Horizonte hin. Ein langer leuchtender Streifen zog sich über das von leichtem Wellenschlag im Morgenwinde gekräuselte Meer.

Nach einer ruhigen Nacht versprach auch der Tag schön zu werden – einer jener Septembertage, deren sich die gemäßigte

Zone zu Ende der warmen Jahreszeit häufiger zu erfreuen hat.

Der Kapitän setzte sein Fernrohr vor das rechte Auge und suchte damit den vor ihm liegenden Halbkreis ab bis weit hinaus, wo Himmel und Wasser verschmelzen. Das Fernrohr senkend, näherte er sich dann dem Steuermanne, einem Alten mit struppigem Barte, dessen lebhafter Blick unter blinzelndem Augenlide hervorblitzte.

»Wann hast Du Deine Wache angetreten? fragte er.

– Um vier Uhr, Kapitän.«

Die beiden Männer bedienten sich einer seltsamen rauhen Sprache, die kein anderer Europäer, weder ein Engländer, Franzose, Deutscher oder ein anderer, verstanden hätte, wenn er nicht die Stapelplätze des Morgenlandes besucht hatte. Es war eine Art türkischen, mit syrischen Lauten vermengten Jargons.

»Nichts Neues?

– Nichts, Kapitän.

– Seit heute früh war kein Schiff in Sicht?

...

– Nur eines, ein großer Dreimaster, der unter dem Winde an uns vorbeilief. Ich habe da um vier Striche angeluvt, um von ihm so fern wie möglich zu bleiben.

– Das hast Du recht gemacht. Und nun? ...«

Der Kapitän durchforschte den ganzen Horizont mit größter Aufmerksamkeit. Dann rief er plötzlich laut:

»Fertig zum Wenden!«

Die Leute der Wache sprangen auf. Das Steuer wurde umgelegt, die Schoten des Focksegels wurden nachgelassen, die übrigen Segel passend gedreht, und dabei wendete das Fahrzeug und setzte unter Backbordhalsen seinen Weg nach Nordwesten fort.

Es war eine Brigg-Goëlette von vierhundert Tonnen, eigentlich ein Handelsschiff, das man aber durch einige Veränderungen zu einer Lustyacht umgewandelt hatte. Unter dem Befehle des Kapitäns stand außer dem Obersteuermann eine Mannschaft von fünfzehn Köpfen, die für jedes Segelmanöver ausreichte und aus kräftigen Leuten bestand, deren aus Jacke und Mütze, langen Beinkleidern und hohen Stiefeln zusammengesetztes Costüm an das der Seeleute des Orients Europas erinnerte.

Weder am Achter der Brigg-Goëlette noch an der Schanzkleidung des Vordertheils war ein Name zu finden. Eine Flagge gab es nicht. Außerdem änderte das Schiff stets seinen Cours, wenn ein andres in seiner Nähe auftauchte, um nicht grüßen oder einen Gruß erwidern zu müssen.

War es ein Piratenschiff – deren gab es jener Zeit noch in den dortigen Gewässern – das vielleicht verfolgt zu werden fürchtete? ... Nein. Man hätte an Bord vergeblich nach Waffen gesucht, und mit

einer so schwachen Besatzung würde kein Schiff gewagt haben, sich den Gefahren einer solchen Bestimmung auszusetzen.

War es also ein Schmuggler, der sein betrügerisches Gewerbe längs des Ufers oder von einer Insel zur andern betrieb? ... Auch das nicht, und der spitzfindigste Zollschnüffler hätte seinen Raum durchsuchen, seine Ladung umwälzen, seine Ballen sondieren, seine Kisten und Kasten durchwühlen können, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Eigentlich führte es gar keine Ladung. Lebensmittel für mehrere Jahre, Tonnen mit Wein und Branntwein tief unten im Raume, und auf dem Hinterdeck unter dem Oberbau drei eichene, mit Bandeisen gut verwahrte Fässer ... das war alles. Es blieb also Platz für den nöthigen Ballast, einen tüchtigen Ballast von Gußeisen, der dem Schiffe erlaubte, viel Segelwerk zu tragen.

Vielleicht denkt der Leser, jene drei Fässer hätten Pulver oder einen andern Explosivstoff enthalten ...

Nein, offenbar nicht, denn man beobachtete hier keine der sonst unumgänglichen Vorsichtsmaßregeln beim Betreten des Raumes, in dem sie lagerten.

Uebrigens hätte keiner der Matrosen hierüber nähere Auskunft geben können, ebensowenig freilich über das Ziel der Brigg-Goëlette, noch über den Grund der sofortigen Coursveränderung, sobald ein andres Schiff in die Nähe kam, auch nicht über die Kreuz- und Querfahrten, die es nun bereits fünfzehn Monate lang machte, ja nicht einmal über die Gegend, wo es sich heute befand, da es bald mit vollen Segeln und bald vor nur wenig Leinwand einmal über ein Binnenmeer und dann wieder über den grenzenlosen Ocean hinglitt. Während dieser unerklärlichen Fahrt war mehrfach hohes Land in Sicht gewesen, der Kapitän entfernte sich dann aber davon so schnell wie möglich. Einzelne Inseln, die gelegentlich signalisiert wurden, umsegelte er in großem Kreise. Eine Einsicht des Logbuchs hätte merkwürdige Coursveränderungen erkennen lassen, die

weder durch Umspringen des Windes, noch durch den Zustand des Himmels gerechtfertigt schienen. Sie bildeten ein Geheimniß zwischen dem Kapitän – einem Sechsendvierzigjährigen mit borstigem Kopfhaar – und einer Persönlichkeit mit vornehmer Erscheinung, die eben jetzt aus der Treppenkappe hervortrat.

»Nichts? ... fragte der Herr.

– Nichts, Excellenz ...« lautete die Antwort.

Eine Bewegung der Enttäuschung mit den Schultern beendete das, aus ganzen drei Wörtern bestehende Gespräch. Dann stieg der Herr, dem der Kapitän jenen Ehrentitel beigelegt hatte, wieder die Treppe hinunter und verschwand in seiner Cabine. Auf einem Divan ausgestreckt, schien er hier einer Art Schlafsucht zu verfallen. Doch obwohl er sich nicht regte, als ob diese sein ganzes Sein und Wesen gefesselt hielte, schlief er doch nicht. Man fühlte vielmehr heraus, daß er unter dem Drucke einer fixen Idee stehen müsse.

Diese Persönlichkeit mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Seine hohe Gestalt, der mächtige Kopf, das üppige, schon ergrauende Haar, sein langer, über die Brust getheilt herabwallender Bart, die durch einen scharfen Blick belebten Augen, der stolze, doch offenbar bekümmerte, ja entmuthigte Gesichtsausdruck und die Würde seines Auftretens verriethen in ihm den Mann von hoher Herkunft. Sein Anzug war unmöglich zu erkennen. Ein weiter brauner Burnus, mit Schnurenbesatz und vielfarbigen Flittern an den Aermeln, verhüllte ihn von den Schultern bis zu den Füßen, und auf dem Kopfe trug er eine grünliche Mütze mit schwarzer Troddel.

Zwei Stunden später setzte ihm ein junger Bursche das Frühstück auf einem, am Fußboden der Cabine befestigten Tische vor. Den Fußboden selbst bedeckte ein dichter bunter Teppich mit etwas hervortretendem Blumenmuster. Kaum that er den verlockend angerichteten Speisen einigen Bescheid, außer dem frischen, duftenden Kaffee, den zwei silberne, fein

ciselierte Tassen enthielten, dann wurde ihm ein Nargileh, aus dem wohlriechende Wölkchen aufstiegen, vorgesetzt und er überließ sich, das Bernsteinmundstück zwischen den über einer blendenden Zahnreihe etwas geöffneten Lippen haltend, inmitten des milden Duftes des Latakieh wieder seiner gewohnten Träumerei.

So verfloß ein Theil des Tages, während die Brigg-Goëlette, von langer Dünung leicht geschaukelt, ihren unbestimmten Lauf über das Meer fortsetzte.

Gegen vier Uhr erhob sich Seine Excellenz, ging einige Male auf und ab, blieb einen Augenblick vor den halboffenen runden Lichtpforten stehen, ließ den Blick über den ganzen Horizont schweifen und machte dann vor einer Art Klapphüre Halt, die durch einen Teppich maskiert war. Diese Klapphür, die sich dadurch in Bewegung setzte, daß man mit dem Fuße gegen eine bestimmte Ecke derselben drückte, gewährte Zutritt zu dem unter dem

Fußboden der Cabine befindlichen
Laderaume.

Hier lagen dicht nebeneinander die schon erwähnten drei, mit Eisenreifen verwahrten Fässer. Ueber die Oeffnung gebeugt, starrte der Mann kurze Zeit hinunter, als ob der Anblick der Fässer ihn hypnotisierte. Dann richtete er sich auf und murmelte:

»Nein, nein ... kein Zögern! Finde ich kein noch unentdecktes Eiland, wo ich sie unbemerkt verscharren kann, so ist es besser, sie werden ins Meer geworfen!«

Wieder schloß er die Klapptür, über die sich der Teppich niedersenkte, und dann bestieg er die Cajütentreppe und begab sich nach dem Oberdeck hinauf.

Es war jetzt Nachmittag um fünf Uhr. Ein Witterungswechsel war nicht eingetreten. Leichte rundliche Wölkchen bedeckten den Himmel. Von leichter Brise kaum etwas geneigt, zog das Schiff unter Backbordhalsen dahin und ließ einen feinen

Streifen Kielwasser hinter sich, der allmählich mit den niedrigen Wellen verschmolz.

Seine Excellenz durchlief mit dem Blicke langsam einen Theil des klaren, azurblauen Horizontes. Von dem Platze, den er einnahm, wäre eine nur mittelhohe Küste auf vierzehn bis fünfzehn Seemeilen hin gewiß sichtbar gewesen. Kein Profil zeichnete sich aber an der Linie, wo Himmel und Wasser zusammentrafen, ab.

Der Kapitän, der eben herantrat, wurde wie gewöhnlich empfangen mit der Frage:

»Nichts? ..., und darauf lautete wie gewöhnlich die Antwort:

– Nichts, Excellenz.«

Der vornehme Herr schwieg einige Minuten; dann setzte er sich auf eine Bank des Oberdecks, während der Kapitän hin- und herging, und er immer einmal durch das Fernrohr blickte.

»Kapitän! rief er nach einer letzten Umschau über das Meer.

– Was steht Eurer Excellenz zu Befehl?

– Ich möchte genau wissen, wo wir uns jetzt befinden.«

Der Kapitän holte eine, in großem Maßstabe gehaltene Seekarte, die er auf dem Dahlbord entfaltete.

»Hier! antwortete er und wies mit einem Bleistifte nach der Durchschnittsstelle eines Breitengrades und eines Meridians.

– In welcher Entfernung von dieser Insel im Osten?

– Gegen zweiundzwanzig Seemeilen.

– Und von dem Lande da? ...

– Etwa sechsundzwanzig.

– Auf dem Schiff weiß niemand, in welchem Gewässer wir jetzt segeln?

– Niemand, außer Ihnen und mir,
Exzellenz.

– Auch nicht, durch welches Meer wir
überhaupt fahren?

– Wir kreuzen schon seit so langer Zeit
nach rechts und nach links hin, daß das
auch der beste Seemann nicht zu sagen
würde.

– O, warum hindert mich ein Unstern, eine
Insel zu finden, die den Nachforschungen
der Seefahrer noch entgangen wäre, und
wenn keine Insel, nur ein Eiland, nur einen
Felsen, dessen Lage mir allein bekannt
wäre! Ich hätte diese Schätze vergraben,
und eine kurze Fahrt hätte genügt, sie
wieder zu holen, wenn die Zeit dazu
überhaupt jemals käme.«

Nach diesen halblaut gemurmelten Worten
versank der Herr wieder in tiefes
Schweigen und neigte sich über die
Schanzkleidung hinaus. Hier starrte er in
die klare Fluth, die so durchsichtig war, daß

man bis auf achtzig Fuß hinunter deutlich sehen konnte; dann wendete er sich etwas heftig zurück.

»Nun, wohl, rief er, hier ist der Abgrund, dem ich meine Reichthümer anvertrauen werde.

– Der sie aber niemals wieder herausgeben wird, Excellenz!

– So mögen sie lieber zu Grunde gehen, als in feindliche oder unwürdige Hände zu fallen!

– Wie es Ihnen beliebt.

– Wenn wir bis heute Abend in dieser Gegend nicht ein unbekanntes Eiland aufgefunden haben, werden die drei Fässer ins Meer geworfen.

– Ganz wie Sie befehlen! erwiderte der Kapitän, der eben wieder mehr gegen den Wind anlaufen ließ.

Der große Herr begab sich wieder nach dem äußersten Hintertheil und verfiel hier, sich auf den Dahlbord stützend, wieder in die träumerische Starrsucht, die er so häufig zeigte.

Die Sonne sank ziemlich schnell herab. Heute, am 9. September, also vierzehn Tage vor dem Herbstäquinocium, sollte ihre Scheibe wenige Grade jenseits des Westpunktes verschwinden, das heißt an einer Stelle des Horizontes, die eben die Aufmerksamkeit des Kapitäns besonders auf sich gezogen hatte. Er schien ihm nämlich, als erhebe sich in dieser Richtung ein hohes Vorgebirge, das mit einem größeren Lande oder einer Insel zusammenhängen mochte. Und doch war das nicht anzunehmen, denn die Seekarte verzeichnete kein Land im Umkreise von fünfzehn bis zwanzig Meilen in diesen von Handelsschiffen vielfach befahrenen und daher allen Seeleuten wohlbekannten Gewässern. War es also ein isolierter Felsen, jene die Wasserfläche um mehrere Toisen überragende Klippe, die vielleicht

jene, bisher vergeblich gesuchte verborgne Stelle bot, an der Seine Excellenz seine Schätze vergraben wollte? Die hydrographischen, in diesen Meeren besonders sorgfältigen Aufnahmen Asiens ließen nichts ähnliches annehmen.

Ein Eiland mit der dasselbe umtosenden Brandung, mit seinem Wasserstaub und Wirbeln hätte der Aufmerksamkeit der Seefahrer hier nicht entgehen können, und dann mußte sich seine Lage auf den Karten genau eingezeichnet finden. Nach der seinigen aber konnte der Kapitän versichern, daß sich nicht einmal eine einsame Klippe in dem Raume vorfand, den er weithin zu überblicken vermochte.

»Eine Täuschung!« dachte er, nachdem er das Fernrohr noch einmal dahin gerichtet und den betreffenden Punkt scharf ins Auge gefaßt hatte. In der That hätte er durch sein Glas die zarteste Linie erkennen müssen.

Eben jetzt – es war einige Minuten nach sechs Uhr – berührte der Sonnenball –

zischend, wenn man den alten Iberiern glauben darf – den Rand des Horizonts. Beim Untergang wie beim Aufgang machte ihn die Refraction noch kurze Zeit sichtbar, wenn er sich noch oder wieder unter dem Horizonte befand. Das schräg auf die Wasserfläche fallende Licht schoß in schmalem Strahle weit von Westen bis nach Osten hinaus. Die letzten schwachen Wellen, die mehr Feuerbündeln glichen, flachten sich in der abflauenden Brise mehr und mehr ab. Dieser Schein erlosch sofort, als der obere Theil der Sonnenscheibe, kurz bevor er sich vom Horizonte losriß, seinen letzten grünen Strahl entsandte. Der Rumpf der Brigg-Goëlette färbte sich dunkler, während ihre höheren Segel noch im Purpurscheine des Abendlichtes erglänzten.

Gerade als der Vorhang der Dämmerung herabzusinken begann, ließ sich aus dem Takelwerk des Fockmastes eine Stimme vernehmen.

»Ohe! ...

– Was giebt es? fragte der Kapitän.

– Land in Sicht vor Steuerbord!«

Ein Land in der Richtung, in welcher der Kapitän wenige Minuten vorher schwache Umrisse erkannt zu haben glaubte? ... Er hätte sich also doch nicht getäuscht.

Bei dem Rufe des Ausgucks waren die Leute von der Wache in die Wanten geklettert und blickten nach Westen hinaus. Mit dem Fernrohre am Riemen erklimm auch der Kapitän die Strickleiter des Großmastes, setzte sich reitend auf die Raae des Großsegels und suchte, das Glas vor dem Auge, den Horizont an der bezeichneten Stelle ab.

Der Ausguck hatte sich nicht getäuscht. In der Entfernung von sechs bis sieben Meilen tauchte ein Eiland auf, dessen Umrisse sich dunkel von der noch farbenglühenden Himmelswand abhoben. Man hätte es für eine Klippe von mäßiger Höhe halten können, deren Gipfel eine Wolke

schwefliger Dünste umhüllte. Fünfzig Jahre später hätte jeder Seemann das für die Rauchsäule eines Dampfers angesehen.

Im Jahre 1831 aber dachte man noch gar nicht daran, daß die Oceane einmal von jenen gewaltigen Maschinen durchfurcht werden würden.

Der Kapitän hatte indeß kaum Zeit zu sehen, und noch weniger über das Gesehene nachzudenken.

Das signalisierte Land verschwand fast sofort im Nebeldunst des Abends. Doch – es war gesehen, deutlich gesehen worden. Hierüber konnte kein Zweifel bestehen.

Der Kapitän stieg wieder nach dem Oberdeck hinab, und der Herr, den dieser Zwischenfall aus seinem Hinbrüten erweckt hatte, gab ihm ein Zeichen, näher zu kommen.

Wieder entspann sich das gewöhnliche Zwiegespräch.

»Nun? ...

- Eure Excellenz ...
- Ein Land in Sicht?
- Wenigstens ein Eiland.
- In welcher Entfernung?
- Etwa sechs Seemeilen im Westen.
- Und auf der Karte findet sich an dieser Stelle nichts?
- Gar nichts.
- Bist Du Deiner Sache sicher?
- Vollkommen.
- Das wäre also eine unbekannte Insel?
- Nach meiner Ansicht, ja.
- Ist das überhaupt glaubhaft?

- Warum nicht, Excellenz, wenn das Eiland erst neuerdings aufgetaucht wäre ...
- Neuerdings? ...
- Das ist leicht möglich, denn es schien mir von vulcanischen Dämpfen umhüllt. In dieser Gegend kommt es nicht so selten zu Umwälzungen, die sich durch Hebungen und Senkungen des Meeresbodens zeigen.
- Möchtest Du wahr sprechen, Kapitän! Ich könnte mir nichts besseres wünschen, als diese eben aus dem Meere aufgestiegenen Felsmassen! Diese würden noch niemand angehören.
- Oder, Excellenz, sie gehörten vielmehr dem ersten Besitzergreifer.
- Das wäre ich also.
- Jawohl, Sie, Excellenz.
- Laß gerade auf jenes Land zuhalten.

– Gerade ... aber vorsichtig! erwiderte der Kapitän. Unsere Brigg-Goëlette liefe Gefahr zertrümmert zu werden, wenn etwa unterseeische Klippen weiter hinausreichten. Ich schlage vor, den Tag abzuwarten, um klar zu sehen und dann das Eiland anzulaufen ...

– Gut, warten wir so lange, doch Sorge, daß wir inzwischen näher herankommen.

– Zu Ihrem Befehl!«

Eine solche Vorsicht ist stets geboten. Ein Schiff darf sich nicht auf ihm unbekanntes, seichteres Wasser wagen. Bei der Annäherung an ein solches Land muß fortwährend die Sonde benützt werden, und in der Nacht gilt es doppelte Vorsicht.

Der hohe Herr zog sich nach seiner Cabine zurück, und wenn ihm der Schlummer auch sehr bald die Lider schloß, so brauchte ihn diesmal der Schiffsjunge gewiß nicht beim ersten Tagesgrauen zu wecken, er erschien

jedenfalls schon vor Sonnenaufgang auf dem Oberdeck.

Der Kapitän selbst wollte das Oberdeck weder verlassen, noch dem Obersteuermann zumuthen, die ganze Nacht hindurch zu wachen. Jetzt wurde es allmählich dunkel und der Horizont verschwand mehr und mehr, während sein Durchmesser sich verkleinerte. Oben im Zenith mußten die letzten, von zerstreutem Licht erhellten Wölkchen bald erlöschen. Seit einer Stunde regte sich kaum ein Lufthauch. Man ließ nur die nothwendigen Segel stehen, um die Brigg-Goëlette steuern und in der gewünschten Richtung halten zu können.

Inzwischen flammten am Himmel die ersten Sterne auf. Im Norden blinkte der Polarstern gleich einem unbeweglichen Auge ohne besondren Glanz hernieder, während der Arktur nahe dem Bogen des großen Bären flammte. Dem Polarstern gegenüber leuchtete das doppelte v der Cassiopeja. Weiter unten erschien die

Capella, genau an der Stelle, wo sie am Tage vorher aufgegangen war und wo sie – nur mit vier Minuten Vorsprung, die durch den um ebensoviel kürzeren Sideraltag bedingt werden – sich am nächsten Tage erheben sollte. Auf der Oberfläche des eingeschlafenen Meeres herrschte jene unausdrückbare Stille, die sie mit Einbruch der Nacht umfängt.

Der Kapitän auf dem Vorderdeck verhielt sich eben so schweigsam, wie der Arm des Gangspills, auf den er sich stützte. Den Kopf unbewegt haltend, dachte er an nichts, als an den im Dämmerchein des Abends beobachteten Punkt in der Ferne. Leise Zweifel stiegen in ihm auf, Zweifel, die die Finsterniß nur noch drückender machten. Hatte er sich doch vielleicht durch eine Täuschung gefangen nehmen lassen? War wirklich ein neues Eiland an jener Stelle emporgestiegen? Ja ... ganz gewiß. Diese von ihm hundertmal befahrne Seegegend kannte er ja ganz genau. Das Besteck hatte ihm seine Lage auf eine Seemeile genau angegeben und acht bis zehn Stunden

trennten ihn von dem nächstgelegenen Lande. Doch wenn er sich nicht getäuscht hatte, wenn an dieser Stelle eine Insel aus der Tiefe des Meeres aufgestiegen war, konnte sie ja schon in Besitz genommen sein, wozu nur irgend ein Seefahrer seine Nationalflagge hätte aufzuziehen brauchen. Die Engländer, die Lumpensammler des Oceans, stöbern schnell genug jedes Stückchen Erde auf, das sich in den Fluthen spiegelt, und stecken es in ihren Quersack. Wenn auf dem Felsen jetzt ein Feuer aufleuchtete, bewies das seine schon stattgefundene Besitzergreifung. Der Klippenhaufen könnte ja schon seit Wochen oder gar seit Monaten aufgestiegen, und dann wurde er den Augen der Seeleute und dem Sextanten der Hypographen gewiß nicht entgangen sein.

Beunruhigende Gedanken dieser Art erklären es wohl, daß der Kapitän den Morgen mit größter Ungeduld erwartete. Augenblicklich zeigte nichts mehr die Lage des Landes an, nicht einmal der Widerschein der Dämpfe, die es zu

bedecken schienen und die ja mit dunklem Glanze schwach hätten durch die Nacht schimmern können. Aeüßerlich lag auf Himmel und Wasser die gleiche tiefe Finsterniß.

Die Stunden verflossen. Schon hatten die Sterne rund um den Nordpol mit der sich drehenden Weltaxe den vierten Theil eines Kreises beschrieben. Gegen vier Uhr drang in Ostnordost der erste bleiche Tagesschimmer herauf, als die Sonne noch einige Grade emporzusteigen hatte, um den Horizont zu berühren. Sehr heller Beleuchtung bedurfte aber ein Seemann gar nicht, um die signalisierte Insel, wenn eine solche vorhanden war, wieder aufzufinden.

In diesem Moment trat der Herr aus der Treppenkappe und nahm auf dem Verdeck Platz, wo sich der Kapitän eben befand.

»Nun also ... die Insel? begann er.

– Da ist sie, Excellenz, erklärte der Kapitän, der auf ein kaum zwei Seemeilen entferntes

Felsengewirr hinwies.

– Wir wollen dort landen ...

– Wie Sie befehlen.«

II.

Worin einige unentbehrliche Erklärungen gegeben werden.

Der freundliche Leser möge nicht allzusehr erstaunen, wenn Mehemet Ali zu Anfang dieses Capitels auf der Scene erscheint. Von welcher Bedeutung der berühmte Pascha in der Geschichte der Levante auch ist, er wird in dieser Erzählung nur vorkommen in Folge der – übrigens unangenehmen – Beziehungen, in denen der Gründer des modernen Aegyptens mit der auf der Brigg-Goëlette eingeschifften Persönlichkeit gestanden hatte.

Jener Zeit hatte Mehemet Ali noch nicht begonnen, mit Hilfe der Armee seines Sohnes Ibrahim, Palästina und Syrien zu erobern, die dem Sultan Mahmud, dem Souverän der europäischen und der asiatischen Türkei, gehörten.

Im Gegentheil, der Sultan und der Pascha standen damals auf freundschaftlichem Fuß miteinander, und dieser hatte jenem seine thatkräftigste Mitwirkung geliehen, um Morea zu unterwerfen und die Unabhängigkeitsbestrebungen des kleinen Königreichs Griechenland zu lähmen.

Einige Jahre hindurch verhielten sich Mehemet Ali und Ibrahim in ihrem Paschalik ganz ruhig. Das Vasallenverhältniß aber, in dem sie zu der Pforte standen, lastete schwer auf ihrem Ehrgeiz, und sie lauerten nur auf eine passende Gelegenheit, sich zu erleichtern und die seit Jahrhunderten eng angespannten Fesseln zu brechen.

In Aegypten lebte jener Zeit ein Mann, dessen von vielen Generationen auf seinem Haupte angesammeltes Vermögen zu dem größten im Lande zählte. Dieser Mann wohnte in Kairo. Er nannte sich Kamylik-Pascha, und er war es, den der Kapitän der Brigg-Goëlette mit »Excellenz« anredete.

Ein durchwegs gebildeter Mann, war er vorzüglich in allen mathematischen Wissenszweigen und in deren praktischer und selbst phantastischer Ausnützung wohl erfahren. Stark angesteckt vom Orientalismus, war er vor allem aber von Herzen Ottomane, wenn auch Aegypter von Geburt. In der Ueberzeugung, daß gegenüber den Versuchen des abendländischen Europa zur Unterwerfung der Völker der Levante der Widerstand nachdrücklicher seitens des Sultans Mahmud, als seitens Mehemet Ali's sein würde, warf er sich mit Leib und Seele in den Kampf.

Im Jahre 1780 in einer Soldatenfamilie geboren, zählte er kaum zwanzig Jahre, als er sich der Armee von Djezzer anschloß, wo er in Folge bewiesenen Muthes bald den Titel und Rang eines Pascha erlangte. Schon 1799 setzte er Freiheit, Vermögen und Leben auf's Spiel, als er sich gegen die Franzosen unter Führung Bonaparte's nebst den Generalen Kleber, Régnier, Lannes, Bon und Murat wie ein Löwe schlug. Nach

der Schlacht bei El-Arisch mit den Türken gefangen, hätte er seine Freiheit erlangen können, wenn er das schriftliche Versprechen abgab, nicht ferner gegen die Truppen Frankreichs zu kämpfen. Doch entschlossen, bis an's Ende zu streiten, immer in der Hoffnung auf einen unwahrscheinlichen Glückswechsel und halsstarrig in Thaten wie in Gedanken, verweigerte er es, sein Ehrenwort zu verpfänden. Wirklich gelang es ihm, zu entfliehen, und später traf man ihn wüthender als je vorher bei allen Zusammenstößen, die in dem Conflict der beiden Rassen vorkamen.

Nach der Uebergabe von Jaffa, am 6. März, gehörte er zu denen, die in den Capitulations-Bedingungen freien Abzug zugesichert erhielten. Als die gegen viertausend Mann zählenden Gefangenen, Albanesen und Arnauten, Bonaparte vorgeführt wurden, zeigte sich dieser über die Gefangennahme keineswegs erfreut, denn er fürchtete, daß die Leute sich beeilen würden, die Truppen des Pascha

von Saint-Jean d'Acre zu verstärken. Hier zeigte er auch schon, daß er zu den Eroberern gehörte, die vor nichts zurückschrecken, und gab Befehl, alle zu erschießen.

Dieses Mal bot man ihnen nicht, wie früher den Gefangenen von El-Arisch, an, sie unter der Bedingung, nicht wieder ins Feld zu ziehen, zurückzuschicken, man verurtheilte sie einfach zum Tode. So erlagen sie auf dem Strande, und die, die von den Kugeln verschont geblieben waren und glaubten, daß sie begnadigt seien, fanden noch zum größten Theile den Tod, als sie der Küste zueilten.

Kamylk-Pascha sollte freilich hier und auf diese Weise nicht umkommen. Er traf auf einige Männer, Franzosen – zu ihrer Ehre sei hier daran erinnert – die sich vor diesem schauerlichen Gemetzel, wenn es im Krieg vielleicht auch nicht zu umgehen war, entsetzten. Den braven Leuten gelang es, einzelne Gefangene zu retten. Einer davon war es, ein Seemann von der Handelsflotte,

der in der Nacht in der Nähe der Klippen umherirrte, auf denen sich einzelne Unglückliche versteckt halten konnten, und der Kamyk-Pascha, welcher von einer Kugel schwer verwundet war, unter seinen Schutz nahm. Er brachte ihn nach einem sichern Orte, pflegte und heilte ihn in einer Weise, daß dieser ihm den erwiesenen Liebesdienst gewiß nie vergessen konnte. Wie er ihn später und unter welchen Verhältnissen wiederfand, des bildet den Inhalt dieser merkwürdigen und wahrhaftigen Erzählung.

Kurz, drei Monate später war Kamyk-Pascha wieder auf den Füßen.

Der Feldzug Bonaparte's war vor Saint-Jean d'Acre gescheitert. Unter dem Commando Abdallah's, des Paschas von Damaskus, hatte die türkische Armee am 4. April den Jordan überschritten, und auf der andern Seite kreuzte das englische Geschwader unter Sydney Smith in den Gewässern Syriens. Obgleich Bonaparte die Division Kleber mit Junot dahingesendet und er sich

sogar persönlich nach dem Kampfplatz begeben hatte, obgleich er die Türken in der Schlacht am Berge Tabor zermalmte, war es doch zu spät, als er eintraf, Saint-Jean d'Acre auf's neue zu bedrohen. Die Festung hatte eine Verstärkung von zwölftausend Mann erhalten. Vereinzelt trat die Pest auf. Am 20. Mai entschloß sich Bonaparte, die Belagerung aufzugeben.

Kamylk-Pascha glaubte jetzt nach Syrien zurückkehren zu dürfen. Sich nach Aegypten, nach dem jener Zeit tief erschütterten Land, zu begeben, wäre die schlimmste Unklugheit gewesen. Er mußte warten, und Kamylk-Pascha wartete volle fünf Jahre. Dank seinem großen Vermögen lebte er in verschiedenen Provinzen auf großem Fuße und geschützt gegen ägyptische Habgier.

In diese fiel das Auftreten des Sohnes eines einfachen Aga, dessen hoher Muth schon in der Schlacht von Abukir 1799 aufgefallen war. Mehemet Ali erfreute sich bereits eines solchen Einflusses, daß er die Mameluken

zu bestimmen vermochte, sich gegen den Gouverneur Khosrew-Pascha zu erheben, sich gegen ihren Anführer aufzulehnen, Khurschid, den Nachfolger Khosrew's abzusetzen, und daß er es schließlich wagen konnte, sich mit Zustimmung der Hohen Pforte zum Vicekönig zu erklären.

Zwei Jahre vorher war Djezzar, der Beschützer Kamyk-Paschas gestorben. Da dieser sich jetzt im Lande allein sah, glaubte er, durch seine Rückkehr nach Kairo keine weitere Gefahr zu laufen.

Er zählte jetzt siebenundzwanzig Jahre, und neuere Erbschaften, die ihm zufielen, hatten ihn zu einem der reichsten Männer Aegyptens gemacht. Einer Eheschließung mehr abhold, von wenig mittheilsamem Charakter und geneigt zu einem möglichst zurückgezogenen Leben, hatte er nur seine lebhafteste Vorliebe für den Soldatenberuf bewahrt. In der Erwartung, daß sich schon noch Gelegenheit zur Bethätigung seiner Fähigkeiten bieten werde, wollte er der

natürlichen Lebhaftigkeit seines Alters
durch lange und weite Reisen genug thun.

Da Kamyk-Pascha keine directen
Nachkommen hatte, entstand die Frage,
wem sein ungeheures Vermögen einmal
zufallen sollte, und hierbei konnte nur
irgend ein Seitenverwandter in Betracht
kommen.

Ein gewisser Murad, geboren 1786, also
sechs Jahre später als er, war sein Vetter,
mit dem er aber, da die politischen
Ansichten der beiden Männer nicht
übereinstimmten, gar nicht zusammentraf,
obwohl Beide in Kairo wohnten.

Kamyk-Pascha huldigte den Interessen der
Pforte, und hatte das, wie wir wissen, schon
thatsächlich bewiesen. Murad dagegen
bekämpfte den ottomanischen Einfluß in
Worten und Werken und wurde zum
eifrigsten Berather Mehemet Ali's bei
dessen Unternehmungen gegen den Sultan
Mahmud.

Dieser Murad, der einzige Verwandte Kamyk-Paschas, doch eben so arm, wie der andere reich, konnte auf das Vermögen seines Veters nur rechnen, wenn es zwischen ihnen zu einer Aussöhnung kam. Das sollte aber nicht der Fall sein. Im Gegentheil höhlte die Gereiztheit, ja der Haß mit allen seinen tolln Folgen zwischen den beiden Mitgliedern dieser Familie einen immer tieferen Abgrund aus.

Achtzehn Jahre verliefen von 1806 bis 1824, während der die Regierung Mehemet Ali's durch keine äußeren Kriege gestört wurde. Dagegen mußte dieser gegen den zunehmenden Einfluß und das bedrohliche Auftreten der Mameluken, seiner Helfershelfer, ankämpfen, denen er früher den Thron zu verdanken hatte. Ein allgemeines Gemetzel, das 1811 in Aegypten stattfand, befreite ihn von dieser lästig gewordenen Miliz.

Seitdem genossen die Unterthanen des Vicekönigs lange Jahre der Ruhe, und dessen Verhältniß zu dem Divan gestaltete

sich ganz vorzüglich – wenigstens dem Anscheine nach, denn der Sultan hegte mit Recht stets ein gewisses Mißtrauen gegen seinen Vasallen.

Kamylk-Pascha war gar oft dem Uebelwollen Murad's ausgesetzt. Gestützt auf die Beweise der Gunst und Theilnahme, die er vom Vicekönig erhielt, hörte er nicht auf, seinen Herrn gegen den reichen Aegypter einzunehmen. Er erinnerte ihn unaufhörlich daran, daß dieser ein Parteigänger Mahmud's, ein Freund der Türken sei, für die er sein Blut vergossen habe. Seiner Darstellung nach war er eine gefährliche Persönlichkeit, ein Mann, der überwacht werden mußte ... vielleicht ein Spion ... Dieser enorme Reichthum in einer Hand bildete schon an sich eine Gefahr – kurz, er führte alles mögliche an, was nur die Begehrlichkeit eines grundsatz- und gewissenlosen Machthabers reizen konnte.

Kamylk-Pascha legte dem allen zunächst keinen Werth bei. Er lebte in Kairo völlig eingezogen, und es mußte schwierig sein,

ihm eine Falle zu stellen, in die er gegangen wäre. Wenn er Aegypten verließ, so geschah das nur, um große Reisen zu unternehmen. Dann verbrachte er sein zielloses, durch stolze Gleichgiltigkeit gegen die Menschen gekennzeichnetes Leben auf einem ihm gehörigen Schiffe, das der um fünf Jahre jüngere und ihm unter allen Umständen ergebene Kapitän Zo seinen Launen gehorsam über die Meere Asiens, Afrikas und Europas führte.

Das legt die Frage nahe, ob er den französischen Seemann, der ihn einst aus dem mörderischen Kugelregen Bonaparte's rettete, vergessen hatte. Vergessen gewiß nicht, denn eines solchen Dienstes vergißt ja keiner. Belohnt hatte er aber denselben allem Anscheine nach auch noch nicht, ebensowenig hätte jemand zu sagen vermocht, ob Kamyk-Pascha das noch nachzuholen gedachte, wenn seine Ausflüge zur See ihn einmal in die französischen Gewässer brachten.

Etwa von 1812 ab konnte der reiche Aegypter sich jedoch nicht länger verhehlen, daß er während seines Aufenthalts in Kairo stets genau überwacht wurde. Mehrere geplante Reisen wurden ihm auf Befehl des Vicekönigs sogar direct untersagt. Infolge der Eingebungen seines Veters erschien jetzt seine Freiheit ernstlich bedroht.

Zum Jahre 1823 verheiratete sich dieser ihm übelgesinnte Verwandte unter Verhältnissen, die ihm auch keine besondere gesellschaftliche Stellung sicherten. Er hatte ein junges Fellahmädchen, fast eine Sclavin, zur Frau genommen. Es ist also nicht so verwunderlich, daß er seine heimlichen Hetzereien in der Hoffnung, Kamylik-Paschas Existenz zu ruinieren, fortsetzte, indem er den Einfluß benutzte, den er bei Mehemet Ali und dessen Sohn Ibrahim noch immer besaß.

Da begann für Aegypten eine kriegerische Periode, in der seine Waffen ruhmvoll glänzten. Griechenland hatte sich 1824

gegen den Sultan Mahmud erhoben, und dieser rief seine Vasallen zur Niederwerfung des Aufstandes zur Hilfe. Mit einer Flotte von hundertzwanzig Segeln begab sich Ibrahim nach Morea, wo er seine Streitkräfte ans Land setzte.

Jetzt bot sich Kamylik-Pascha Gelegenheit, seinem Leben wieder einigen Reiz zu verleihen, sich in gefährlichen – seit zwanzig Jahren ungeübten – Abenteuern neu zu stählen, und danach verlangte ihn desto mehr, als es sich um Aufrechthaltung der durch die Erhebung des Peloponnes bedrohten Rechte der Pforte handelte. Er wollte in die Armee Ibrahim's eintreten – man schlug es ihm ab. Er wollte als Officier unter den Truppen des Sultans dienen – auch hier sah er sich zurückgewiesen. Offenbar war das auf eine ihm feindliche Einwirkung zurückzuführen, der daran lag, den reichen Mann nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Der Unabhängigkeitskampf der Griechen sollte diesmal zum Vortheil der

heldenhaften Nation ausfallen. Nach drei Jahren, während die Freiheitskämpfer von Ibrahim's Heeresmacht unmenschlich verfolgt wurden, zerstörte eine vereinigte englische, französische und russische Flotte die ottomanischen Kriegsschiffe in der Seeschlacht bei Navarin (1827), was den Vicekönig zwang, seine Schiffe und seine Truppen nach Aegypten heimzuführen. Ibrahim begab sich also mit Murad, der ihn begleitet hatte, wieder nach Kairo zurück.

Von diesem Tage ab verschlimmerte sich die Lage Kamylik-Paschas. Murad's Haß gegen ihn loderte nur noch mehr auf, als jenem 1829 von der jungen Fella ein Sohn geboren wurde. Damit erhielt die Familie wohl einen Zuwachs, nicht aber deren Vermögen. Desto begehrenswerther erschienen Murad nun die Schätze seines Veters. Der Vicekönig würde sich ja kaum weigern, zur Beraubung des Mannes die Hand zu leihen. Dergleichen Gefälligkeiten kommen nicht nur in Aegypten, sondern auch in Ländern mit weniger orientalischer Civilisation vor.

Der Sprößling Murad's erhielt, was der Leser gefälligst merken möge – den Namen Saouk.

Gegenüber dieser Lage der Dinge begriff Kamyk-Pascha, daß ihm nur übrig bliebe, sein Vermögen, das größtenteils in Diamanten und andern Edelsteinen bestand, zusammenzuraffen und außerhalb Aegyptens in Sicherheit zu bringen. Das that er denn auch in ebenso kluger wie geschickter Weise mit Hilfe einiger in Alexandria ansässiger Ausländer, denen sich der Aegypter offen anvertraute. Er sollte nicht enttäuscht werden, und alles vollzog sich in erwünschter Heimlichkeit. Wer die Fremden waren und welcher Nation sie angehörten, das wußte nur Kamyk-Pascha ganz allein.

Drei doppelwandige und von eisernen Reifen umgebene Fässer, die ganz den Eimerfässern glichen, worin der spanische Wein versendet wird, hatten hingereicht, jene Schätze zu bergen. Diese wurden unbemerkt an Bord eines neapolitanischen

Speronare geschafft, auf dem sich ihr
Besitzer in Begleitung des Kapitäns Zo,
freilich unter vielerlei Gefahren,
eingeschifft hatte, denn jener war von Kairo
bis Alexandria verfolgt und seit seinem
Eintreffen in dieser Stadt niemals aus dem
Auge gelassen worden.

Fünf Tage darauf setzte der Speronare ihn
im Hafen von Latakia ans Land und von
hier aus erreichte er Aleppo, den von ihm
vorläufig erwählten Wohnsitz. In Syrien,
das unter der Verwaltung seines alten
Generals Abdallah, des derzeitigen Pascha
von Saint-Jean d'Acre stand, hatte er von
Murad ja nichts mehr zu fürchten. So kühn
Mehemet Ali auch sein mochte,
voraussichtlich konnte er ihm tief in einer
Provinz, über die der Hohen Pforte alle
Rechte zustanden, weder schaden, noch
sich seiner Person bemächtigen.

Und doch sollte das vielleicht möglich
werden.

Im Jahre 1830 nämlich brach Mehemet-Ali plötzlich alle Beziehungen zum türkischen Großherrscher ab. Die Vasallenbande, die ihn an Mahmud fesselten, zu zerreißen, Syrien seinen ägyptischen Besitzungen einzuverleiben, vielleicht gar Beherrscher des ganzen Türkenreichs zu werden – solche Gedanken waren für den Ehrgeiz des Vicekönigs nicht zu hoch. Ein Vorwand war ja leicht genug gefunden.

Von den Beamten Mehemet Ali's bedrückte Fellahs hatten in Syrien unter Abdallah Schutz gesucht. Der Vicekönig verlangte die Auslieferung der Bauern. Der Pascha von Saint-Jean d'Acre verweigerte diese.

Mehemet Ali bestürmte den Sultan um die Ermächtigung, Abdallah mit Waffengewalt zu zwingen. Mahmud antwortete zunächst, daß jener die Fellahs als türkische Unterthanen dem Vicekönig von Aegypten nicht auszuliefern habe, bald darauf aber gab er, da es ihm darauf ankam, sich der Unterstützung Mehemet Ali's oder wenigstens dessen Neutralität beim

Ausbrechen des Aufstandes des Paschas von Scutari zu sichern, die gewünschte Vollmacht.

Verschiedene Ereignisse, unter anderen das Auftreten der Cholera in den Hafenplätzen der Levante, verzögerten den Aufbruch Ibrahim's an der Spitze von zweiunddreißigtausend Mann und einer Flotte von zweiunddreißig Schiffen. Kamyk-Pascha erhielt damit Zeit, die ihm drohende Gefahr zu durchschauen, wenn die Aegypter wirklich in Syrien landeten.

Er war jetzt einundfünfzig Jahre alt, und einundfünfzig Jahre eines schwer bewegten Lebens bringen einen Mann schon nahe an die Schwelle des Greisenalters.

Ermüdet und entmuthigt, aller Illusionen beraubt und nur voll Verlangen nach der Ruhe, die er in der stillen Stadt Aleppo erhofft hatte, sollte ihm diese doch durch die Zeitereignisse nicht gewährt werden.

Es war vielleicht schon unklug von ihm, in Aleppo zu bleiben, als Ibrahim sich gegen Syrien in Bewegung setzte, obwohl es sich zu Anfang ja nur um eine Bestrafung des Pascha von Saint-Jean d'Acre handelte. Niemand wußte freilich, ob der Vicekönig nach Absetzung Abdallah's seine siegreiche Armee aufhalten, ob sich sein Ehrgeiz mit Züchtigung eines Schuldigen begnügen würde. Er konnte ja die Gelegenheit wahrnehmen, um Syrien, das langersehnte Ziel seiner Wünsche, zu erobern. Dann waren nach Saint-Jean d'Acre auch Damaskus, Sidon und Aleppo durch die Söldner Ibrahim's bedroht. Und diese Befürchtung lag nur allzunahe.

Diesmal faßte Kamylik-Pascha einen endgiltigen Entschluß. Wenn auch niemand seiner Person zu nahe zu treten drohte, so kam doch sein Vermögen, um das ihn Murad schon lange beneidete, in Gefahr, denn dieser Verwandte suchte es ihm ohne Zweifel mit Gewalt zu entreißen, wenn er auch dem Vicekönig einen großen Theil davon abtreten mußte.

Nun galt es also, diese Schätze verschwinden zu lassen, sie an einem so versteckten Ort unterzubringen, wo kein Mensch sie finden konnte. Dann konnte er den Verlauf der Ereignisse abwarten. Später, ob sich Kamylik-Pascha dann wider Willen genöthigt sah, das ihm so an's Herz gewachsene Morgenland zu verlassen, oder ob Syrien wieder so sicher wurde, daß er sich daselbst ohne Sorge niederlassen konnte, wollte er seinen Schatz wieder heben, wo er ihn verborgen hatte.

Der Kapitän Zo billigte den Plan Kamylik-Paschas und erbot sich zur Ausführung desselben in einer solchen Weise, daß jenes Geheimniß niemals entschleiert werden konnte. Jetzt wurde eine Brigg-Goëlette angekauft, und mit einer aus den verschiedensten Elementen gewählten Mannschaft besetzt, mit Seeleuten, die keiner mit dem andern durch irgendwelche Bande verknüpft waren, nicht einmal durch das Band der gleichen Nationalität. Die Fässer brachte man an Bord, ohne daß jemand von ihrem Inhalt etwas ahnen

konnte. Am 13. April stach das Schiff, dem sich Kamyk-Pascha im Hafen von Latikie selbst mit anvertraute, nach seinem unbekannten Ziele in See.

Die Absicht des Pascha ging, wie bekannt, dahin, ein Eiland aufzufinden, dessen Lage niemand außer ihm selbst und dem Kapitän bekannt wäre. Die Besatzung mußte also so irre geleitet werden, daß keiner derselben über den von der Brigg-Goëlette verfolgten Cours klar bleiben konnte. Demnach verfuhr der Kapitän Zo seit fünfzehn Monaten, indem er die Richtung des Schiffes immer und immer wieder änderte. Niemand konnte wissen, ob er das Mittelmeer verlassen hatte, und wenn es so war, ob er wieder dahin zurückgekehrt war.

Ebenso unerkennbar blieb es, ob es die Meere des alten Continentes besucht hatte oder sich vielleicht gar auf einem solchen befand, als das neue Eiland entdeckt wurde. Jedenfalls war die Brigg-Goëlette in sehr verschiedenen Klimaten, also in mehreren Zonen der Erde gewesen, so daß auch der

erfahrenste Seemann nicht hätte bestimmen können, wo sie augenblicklich segelte. Für mehrere Jahre verproviantiert, war sie nur zur Einnahme von Wasser mehrere Male an's Land gegangen, doch ohne daß jemand erfuhr, an welchem Orte das geschah.

Kamylk-Pascha hatte also sehr lange umherkreuzen müssen, ehe er ein ihm passendes Eiland auffand, und endlich, als er schon den Entschluß faßte, seine Schätze ins Meer zu versenken, war das so ungeduldig gesuchte Stückchen Land in Sicht gekommen.

Dann kamen die Ereignisse, die sich an die Geschichte Aegyptens und Syriens knüpften und die hier im voraus erwähnt werden mußten. Später wird davon kaum noch die Rede sein, denn unsre Erzählung gewinnt einen weit mehr phantastischen Charakter, als man aus dem etwas ernsten Anfang schließen dürfte. Sie bedurfte aber einer sozusagen soliden Grundlage, und diese hat der Autor ihr gegeben – oder wenigstens zu geben versucht.

III.

Worin das Eiland in einen diebessichern
Geldschrank verwandelt wird.

Der Kapitän Zo ertheilte dem Steuermann seine Befehle und ließ mehr Segel einziehen, um die Herrschaft über das Schiff zu behalten. Von Nordosten her wehte eine leichte Morgenbrise. Langsam näherte sich die Brigg-Goëlette der kleinen Insel. Kam das Meer in heftigere Bewegung, so konnte sie am Fuße dieses Eilands sogar vorläufigen Schutz finden.

Während Kamyk-Pascha, auf die Regeling des Hintercastells gestützt, voller Spannung hinausblickte, segelte der Kapitän Zo nach Seemannsgebrauch vorsichtig näher an das Eiland heran, dessen Lage ihm seine Karten nicht angaben.

Das ist allemal gefährlich. Gerade bei ruhigem Wasser ohne Brandung kann man gar leicht auf verborgne Klippen stoßen; kein Zeichen weist darauf hin, wie man steuern soll. Hier schien die nächste Umgebung jedoch sehr klar zu sein, denn von Unterwasserklippen zeigte sich keine Spur. Der Oberbootsmann, der die Sonde nicht aus der Hand ließ, konnte nirgends eine schroffe Erhebung des Erdbodens entdecken.

In der Entfernung einer Seemeile und zur Zeit, wo die Sonne das Eiland von Osten nach Westen zu beleuchtete, nachdem sie über die Morgennebel aufgestiegen war, bot jenes etwa folgenden Anblick:

Es war nur ein Eiland, nichts weiter als das, und kein Staat hätte daran gedacht, es sich anzueignen, denn das lohnte sich kaum der Mühe – natürlich mit Ausnahme des Länderwucherers England. Ein untrüglicher Beweis dafür, daß diese Felsenanhäufung den Seefahrern und Hydrographen noch unbekannt war, daß es auch auf den

neuesten Karten nicht eingezeichnet sein konnte, lag darin, daß Großbritannien daraus noch kein zweites Gibraltar gemacht hatte, um in dieser Gegend die Oberhand zu behalten. Ohne Zweifel lag es außerhalb der befahrenen Straßen und war gewiß erst neueren Ursprungs.

Im großen und ganzen bildete es ein ziemlich zusammenhängendes Hochplateau, dessen Umfang gegen dreihundert Toisen messen mochte und das aus einem Oval von hundertfünfzig Toisen in der Länge und von sechzig bis achtzig Toisen in der Breite bestand.

Es zeigte keine durcheinander geworfne und übereinandergethürmte Felsmassen, die zuweilen den Gesetzen des Gleichgewichts zu spotten scheinen. Ohne Zweifel verdankte es seinen Ursprung vielmehr einer allmählichen Erhebung der Erdrinde und keinem plötzlichen Aufdringen aus der Tiefe. Seine Ränder waren weder ausgebuchtet, noch durch scharfe Vorsprünge gezähnt. Ohne irgendwelche

Aehnlichkeit mit jenen seltsamen Muscheln, die die Natur zuweilen mit den phantastischen Formen ausstattet, zeigte das Eiland vielmehr die Regelmäßigkeit der obern Schale einer Auster oder des Rückenschildes einer Schildkröte. Dieses Schild zeigte sich in der Mitte etwas erhöht und stieg an der höchsten Stelle etwa hundertfünfzig Fuß über die Meeresfläche empor.

Von Bäumen oder sonstigen Erzeugnissen der Pflanzenwelt war darauf ebensowenig eine Spur zu entdecken, wie davon, daß es schon jemand besucht und untersucht hätte. In Berücksichtigung seiner noch von niemand festgestellten Lage und seiner »marmornen« Dürre, die jede etwaige Ansiedlung hier völlig ausschloß, hätte Kamyk-Pascha gar keinen bessern Platz finden können, dem er seine Schätze sichrer anvertrauen konnte.

»Wahrlich, das sieht aus, als ob es die Natur besonders dazu geschaffen hätte,« meinte der Kapitän Zo.

Inzwischen glitt die Brigg-Goëlette, immer mehr Segel bergend, ganz langsam näher, und in der Entfernung von nur einer Kabellänge wurde Befehl zum Ankerwerfen gegeben. Sofort sank der auf dem Krahnbalken liegende Anker herab, zog rasselnd die Kette durch die Klüsen nach und senkte sich bei zwanzig Faden Wasser in den Meeresgrund.

Die nächste Umgebung dieser Felsenmasse fiel also, auf dieser Seite wenigstens, sehr steil ab. Ein Schiff hätte sich ihm noch weiter nähern, ja vielleicht unmittelbar daran anlegen können, ohne auf Grund zu gerathen. Besser erschien es jedoch immer, sich in einiger Entfernung zu halten.

Als die Brigg-Goëlette von ihrem Anker festgehalten wurde, ließ der Obersteuermann die letzten Segel einziehen, und der Kapitän Zo begab sich nach dem Oberdeck.

»Soll ich das große Boot klar machen lassen, Excellenz? fragte er.

– Nein ... nur die Jolle. Ich ziehe es vor, daß wir erst beide allein an's Land gehen.

– Wie Sie befehlen.«

Bald darauf saß der Kapitän mit zwei leichten Riemen in der Hand vorn und Kamyk-Pascha hinten in der Jolle. Nach kurzer Fahrt legten sie am Hintergrund eines kleinen Einschnittes an, wo eine Landung leicht zu bewerkstelligen war. Ein Dregganker wurde sorgfältig in einer Felsenspalte befestigt und seine Excellenz nahm von dem Eilande Besitz.

Bei dieser Gelegenheit wurde natürlich keine Flagge gehißt und kein Kanonenschuß abgefeuert. Es war ja kein Staat, der hier Fuß faßte, sondern ein Privatmann, der mit dem Gedanken landete, nach drei bis vier Stunden wieder abzusegeln.

Kamyk-Pascha und der Kapitän Zo überzeugten sich zuerst, daß die Steine des Vorlandes nicht auf sandigem Untergrund

ruhten, sondern unter einem Winkel von dreißig bis sechzig Grad unmittelbar aus dem Meere aufstiegen. Seine Entstehung verdankte es also bestimmt einer submarinen Bodenerhebung.

Sie begannen ihre Untersuchung mit einem Rundgange und stießen dabei auf eine Art krystallisierten Quarz, der nirgends die Spuren einer Verletzung zeigte. An keinem Punkte war das Gestade vom Salzwasser des Meeres angenagt. Auf der trocknen und krystallinischen Oberfläche fand sich keine andre Flüssigkeit, als etwas Wasser, das von den letzten Regenfällen in kleinen Vertiefungen zurückgeblieben war. Von Vegetation keine Spur, nicht einmal Flechten oder jene Seemoose, die anspruchslos genug sind, aus jedem von Winde dahingetriebenen Keime zwischen Felsenspalten aufzusprossen. Ebenso wenig gab es – lebende oder abgestorbene – Muschelthiere, nur da und dort etwas Vogelguano, von einigen Möwen und Seeschwalben herrührend, die in dieser Gegend das Thierleben allein vertraten.

Nach Umkreisung der Insel bestiegen Kamylik-Pascha und der Kapitän die Mittenerhebung des Eilands. Nirgends hatte das Ufer die Andeutung eines älteren oder neueren Besuchs verrathen, überall zeigte es eine sozusagen krystallinische Sauberkeit ohne Zerbröckelungen oder Fußspuren.

Oben angelangt, befanden sich die beiden Männer etwa hundertfünfzig Fuß über der Meeresfläche und betrachteten gespannt den Horizont, der sich jetzt vor ihren Blicken ausdehnte.

Auf der weiten, von den Strahlen der Sonne glitzernden Wasserfläche zeigte sich nirgends die Linie eines Landes. Dieses Eiland gehörte also nicht zu den Cycladen, wo man überall Gruppen von Atolls antrifft. Hier erhob sich nichts über die Wasserfläche. Auch nach einem Segel suchte der Kapitän Zo trotz Benützung des Fernrohrs vergeblich. Das Meer war zur Zeit gänzlich verlassen, und die Brigg-Goëlette schien außer Gefahr, während der

wenigen Stunden, die sie hier verankert liegen sollte, gesehen zu werden.

»Du bist Dir gewiß über unsre Position, heute, am 9. September? fragte Kamyk-Pascha noch einmal.

– Völlig gewiß, Excellenz, versicherte Kapitän Zo. Zu weiterer Sicherheit werde ich aber das Besteck noch einmal machen.

– Das ist wünschenswerth. Wie soll man aber erklären, daß dieses Eiland auf den Karten nicht eingetragen wurde?

– Weil es meiner Ansicht nach ganz neuerlicher Bildung ist. Jedenfalls muß es Ihnen genügen, daß es noch auf keiner Karte steht und wir es doch wiederfinden können, sobald Sie hierher zurückkehren wollen.

– Gewiß, Kapitän, wenn diese unruhigen Zeiten überstanden sind! Mir soll's nicht darauf ankommen, ob jener Schatz lange Jahre unter diesen Felsen begraben liegt.

Hier ist er jedenfalls mehr in Sicherheit, als in meinem Hause in Aleppo, und hier kann mich weder der Vicekönig, noch sein Sohn Ibrahim oder der ehrlose Murad desselben berauben. Ehe Murad dieses Vermögen in die Hand fiele, hätt' ich es zehnmal lieber ins Meer versenkt!

– Ein bedauerliches letztes Hilfsmittel, antwortete Kapitän Zo, denn das Meer giebt nicht zurück, was sein Abgrund verschlungen hatte. Es ist also ein Glück, daß wir dieses Eiland auffanden. Es wird Ihre Reichthümer bewahren und sie getreulich wieder erstatten.

– Komm! sagte Kamylik-Pascha aufstehend. Die Sache muß schnell abgethan sein, und es ist besser, wenn unser Schiff ungesehen bleibt ...

– Wie Sie befehlen.

– Niemand an Bord weiß, wo wir sind?

– Ich wiederhole Ihnen: Niemand, Excellenz.

– Auch nicht, in welchem Meere?

– Nicht, ob in einem der Alten oder der Neuen Welt. Seit fünfzehn Monaten durchkreuzen wir die Ozeane, und in so langer Zeit kann ein Schiff weite Strecken zwischen den Kontinenten zurücklegen, ohne sich diesen nur zu nähern.«

Kamylk-Pascha und Kapitän Zo stiegen nach der kleinen Ufereinbiegung hinab, wo die Jolle sie erwartete.

Als sie schon einsteigen wollten, sagte der Kapitän:

»Und nach Erreichung Ihres Zweckes hier gedenken Eure Excellenz nach Syrien zu fahren?

– Zunächst ist das meine Absicht nicht. Vor der Heimkehr nach Aleppo möchte ich abwarten, daß die Truppen Ibrahim's die

Provinz geräumt haben und das Land unter der Herrschaft Mahmud's seine Ruhe wiedergewonnen hat.

– Sie glauben nicht, daß es jemals mit den Besitzungen des Vicekönigs vereinigt werden könnte?

– Nein, beim Barte des Propheten, nein! rief Kamyk-Pascha, den diese Hypothese aus seinem gewohnten Phlegma aufrüttelte. Daß Syrien für einen Zeitraum, dessen Ende ich zu erleben hoffe, von Mehemet Ali annectiert werden könnte, ist ja möglich, denn Allah's Wege sind wunderbar. Daß es aber niemals wieder unter die dauernde Gewalt des Sultans käme ... nein, das kann Allah nicht wollen!

– Wohin denken sich Eure Excellenz dann zurückzuziehen, wenn wir diese Meere verlassen?

– Nirgends ... nirgends hin! Da meine Schätze zwischen den Felsen dieses Eilands in Sicherheit sind, mögen sie hier bleiben.

Wir, Kapitän Zo, wir segeln weiter umher,
wie seit so langer Zeit bis zum heutigen
Tage!

– Wie Sie befehlen.«

Nach wenigen Minuten waren die beiden
Männer an Bord zurück.

Gegen neun Uhr verspricht der Kapitän zu
einer ersten Sonnenbeobachtung zur
Bestimmung der Länge, d. h. der Ortszeit –
eine Beobachtung, die durch eine zweite,
wenn das Gestirn durch den Meridian ging,
vervollständigt werden sollte und ihm
damit die Breitenlage des Ortes geben
würde. Er ließ sich seinen Sextanten
bringen, las die Sonnenhöhe ab und verfuhr,
wie er Seiner Excellenz versprochen, bei
dieser Aufnahme mit peinlichster
Sorgsamkeit. Nach der Niederschrift des
Resultats, begab sich der Kapitän nach
seiner Cabine, um die Berechnung der
geographischen Lage des Eilands
vorzunehmen.

Vorher hatte er noch Befehl ertheilt, die Schaluppe klar zu machen. Seine Leute sollten die im Raume verstauten drei Fässer in diese schaffen und gleichzeitig Spitzhauen, Schaufeln und eine reichliche Menge Cement mitnehmen.

Noch vor zehn Uhr war alles bereit. Sechs Matrosen nahmen unter Führung des Obersteuermanns in der Schaluppe Platz. Keiner von ihnen hatte die leiseste Vermuthung, was die Fässer enthielten und warum sie in diesem Erdenwinkel vergraben werden sollten. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, arbeiteten sie gleich Maschinen, ohne nach dem Warum der Dinge zu fragen.

Kamylk-Pascha und Kapitän Zo setzten sich hinten in der Schaluppe nieder, und schon nach wenigen Ruderschlägen war das Eiland erreicht.

Zunächst handelte es sich nun um die Auswahl einer zur Aushöhlung geeigneten Stelle, die nicht zu niedrig liegen durfte, um

dem Wogenanpralle bei den Aequinoctialstürmen entzogen zu bleiben, und nicht zu hoch, um einem Nachstürzen vorzubeugen. Diese Stelle fand sich nahe am Fuße eines steil abfallenden Felsblocks an einem nach Südosten hinausragenden Vorsprunge des Eilands.

Die Leute schifften die Fässer und die Werkzeuge aus. Dann begannen sie den Boden an der betreffenden Stelle zu bearbeiten.

Die Arbeit war schwer genug. Krystallisierter Quarz ist ein sehr harter Stoff. Was die Spitzhauen davon absprenkten, wurde gesammelt, um die Grube aufzufüllen, wenn die Fässer hineingesenkt waren. Es bedurfte zweier voller Stunden, um eine Aushöhlung von fünf bis sechs Fuß Länge und gleicher Breite herzustellen – ein wirkliches Grab, worin der Schlummer eines Todten durch kein Sturmeswüthen gestört worden wäre.

Nachdenklich dreinschauend und von schmerzlicher Empfindung erfüllt, hielt sich Kamylik-Pascha etwas beiseite. Vielleicht fragte er sich, ob es für ihn nicht besser sei, sich neben seinen Schätzen gleich selbst zum ewigen Schlafe zu betten. Eine sichrere Zuflucht gegen die Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen hätte er ja nirgends finden können.

Nachdem die Fässer in die Grube hinabgelassen waren, betrachtete Kamylik-Pascha sie zum letzten Male. Seine Haltung dabei war so eigenthümlich, daß Kapitän Zo erwartete, er werde seine Befehle zurücknehmen, auf diese Absicht verzichten und mit seinen Schätzen wieder zu Schiffe gehen.

Doch nein; eine Handbewegung bedeutete die Leute, ihre Arbeit fortzusetzen. Dann ließ der Kapitän die drei Fässer sorgsam nebeneinander lagern und durch Quarzbruchstücke, die in hydraulischen Kalk getaucht waren, fest verbinden. Das Ganze bildete bald eine so compacte

Masse, wie das Felsengestein des Eilandes selbst. Darauf wurde die Grube vollends bis zum Rande mit durch Cement verkitteten Quarzstücken ausgefüllt. Hatten Wind und Regen dann die Oberfläche abgefeigt und abgespült, so war es unmöglich, diese Stelle von ihrer Umgebung zu unterscheiden.

Nun sollte noch ein unzerstörbares Kennzeichen angebracht werden, um die Oertlichkeit genau wieder auffinden zu können. An der hinter der Grube lothrecht aufsteigenden Felsenwand brachte der Obersteuermann mittelst Meißels ein Monogramm an, von dem wir das genaue Facsimile hier wiedergeben:

Ж

Ж

Das waren verbunden die beiden Ж aus dem Namen Kamyk-Pascha's, in gleicher

Weise, wie sich der Aegypter damit zu unterzeichnen pflegte.

Es lag nun kein Grund vor, den Aufenthalt hier noch auszudehnen. Der Panzerschrank der Grube trug sein Siegel. Wer hätte ihn an dieser Stelle entdecken, wer ihn aus diesem Versteck rauben können? Nein, er war jetzt in Sicherheit, und wenn Kamyk-Pascha und Kapitän Zo ihr Geheimniß mit ins Grab nahmen, so konnte das Ende der Welt herankommen, ohne daß es jemand entschleierte.

Der Obersteuermann ließ seine Leute sich wieder einschiffen, während seine Excellenz und der Kapitän auf einem Uferfelsen zurückblieben. Bald nachher kam die Schaluppe wieder und führte sie nach der Brigg-Goëlette, die unbeweglich vor Anker lag.

Es war jetzt elfdreiviertel Uhr. Am Himmel zeigte sich kein Wölkchen. Nach kaum einer Viertelstunde mußte die Sonne den Meridian erreichen. Der Kapitän ließ den

Sextanten wieder holen, um die Mittagshöhe abzulesen. Daraus leitete er die Breitenlage des Ortes ab, deren er sich nun zur Längenbestimmung bediente, indem er den Stundenwinkel unter Zugrundelegung der ersten Beobachtung (um neun Uhr) berechnete. Dadurch erhielt er die Lage des Eilandes so genau, daß ihr höchstens der Fehler von einer halben Seemeile (circa 930 Meter) anhaften konnte.

Nach Beendigung seiner Arbeit wollte er sich eben auf das Deck begeben, als sich die Thüre seiner Cabine öffnete.

Kamylk-Pascha trat herein.

»Hast Du Dein Besteck vollendet? fragte er.

– Ja, Excellenz.

– Gieb es her.«

Der Kapitän reichte ihm ein Blatt Papier mit seinen Berechnungen.

Kamylk-Pascha durchmusterte es so aufmerksam, als wollte er seinem Gedächtniß die Lage des Eilandes einmeiseln.

»Du wirst dieses Papier sorgsamst aufbewahren, ermahnte er den Kapitän. Was aber das Logbuch betrifft, in das Du seit fünfzehn Monaten unsre Fahrten eingetragen hast ...

– Das Journal, Excellenz, wird nie jemand zu Gesicht bekommen ...

– Und um dessen ganz sicher zu sein, wirst Du es augenblicklich vernichten ...

– Wie Sie befehlen, Excellenz.«

Der Kapitän ergriff das Logbuch mit den Aufzeichnungen über die verschiedenen Richtungen, denen die Brigg-Goëlette in so vielen Meeren gefolgt war, zerriß es und verbrannte die Stücke an der Flamme einer Schiffslaterne.

Kamylk-Pascha und der Kapitän begaben sich hierauf nach dem Oberdeck und verweilten hier noch einen Theil des Tages.

Gegen fünf Uhr des Nachmittags stiegen am westlichen Horizonte Wolken herauf. Durch die schmalen Risse zwischen denselben schoß die versinkende Sonne ihre Strahlenbündel, die das Meer mit goldnen Flittern bedeckten.

Kapitän Zo erhob den Kopf, wie ein Seemann, dem das kommende Wetter nicht gefällt.

»Excellenz, sagte er, da droht eine tüchtige Brise, wenn nicht gar ein Sturm für die Nacht. Das Eiland bietet uns nicht genug Schutz, und ich möchte, eh' es zu dunkel wird, so ein Dutzend Meilen draußen sein ...

– Es hält uns ja nichts mehr zurück, Kapitän, erwiderte Kamylk-Pascha.

– So lichten wir den Anker.

- Noch zum letzten Male: Du hast nicht nöthig, noch einmal die Höhe abzunehmen, um Länge und Breite zu bestimmen?
- Nein, Excellenz, ich bin meiner Sache so sicher wie des Umstandes, daß ich das Kind meiner Mutter bin.
- So fahren wir also ab.
- Nach Ihrem Befehl.«

Sofort wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Der Anker löste sich aus dem Grunde und stieg nach dem Krahnbalken hinauf. Die Segel wurden beigesetzt und ein Cours nach West ein Viertel Nord eingeschlagen.

Auf dem Hinterdeck stehend, starrte Kamyk-Pascha nach dem unbekannten Eiland, so lange das Abendlicht dessen Umrisse noch erkennen ließ. Dann verschwand der Felsenhaufen im Nebeldunst. Der reiche Aegypter wußte aber sicher, daß er ihn nach Belieben und

gleichzeitig den ihm anvertrauten Schatz
wiederfinden konnte, einen Schatz im
Werthe von hundert Millionen Francs in
Gold, Diamanten und andern Edelsteinen.

IV.

Worin Meister Antifer und der Rheder Gildas Tregomain, zwei einander sehr unähnliche Freunde, dem Leser vorgestellt werden.

Jeden Sonnabend gegen acht Uhr abends wurde der Meister Antifer, der trotzdem seine kurze Pfeife, mehr einen Stummel, weiter schmauchte, erst blau und eine Stunde später purpurroth vor Ingrim, nachdem er sich auf Kosten seines Freundes, des Schiffeigners Gildas Tregomain, weidlich ausgetobt hatte. Dieser Zornausbruch kam daher, daß er in einem alten Atlas, von dem eine Karte nach Mercator's planisphärischer Projection entworfen war, etwas nicht finden konnte, was er schon lange suchte.

»Verzwickte Breite! ... rief er. Verteufelte Breite! Und wenn sie den Bratofen

Belzebubs durchschnitte, ich muß ihr von einem Ende zum andern nachgehen!«

In Erwartung der Ausführung dieses Vorhabens kratzte Meister Antifer die genannte Breitenlinie einstweilen mit dem Fingernagel nach. Die ihm vorliegende Karte war auch mit Bleistiftpunkten übersät und mit Zirkelstichen wie ein Kaffeesieb durchlöchert.

»24° 59' nördl. B.«

so war die Breitenangabe, der Meister Antifer's Wuthausbrüche galten, angegeben auf einem Stück so vergilbtem Pergament, daß es mit einer alten spanischen Flagge hätte rivalisieren können.

Darunter stand, an einer Ecke des Pergaments, mit rother Tinte geschrieben:

»Meinem Jungen ausdrücklich anempfohlen, das niemals zu vergessen.«

Und Meister Antifer rief:

»Keine Angst, braver Mann und Vater, ich habe sie nicht vergessen und werde sie nie vergessen, Deine Breite! Und doch, den Segen meiner drei Taufpathen über mich, wenn ich weiß, wozu das nützen soll!«

An diesem Abend, dem des 23. Februar 1862, überließ sich Meister Antifer seinem gewohnten Wuthausbruche. Die Brust voller Sturm, fluchte er wie ein Mastwächter, dem ein Tau durch die Hände glitt, kaute wüthend am Mundstück seiner Pfeife, die zwanzigmal ausging und zwanzigmal wieder in Brand gesetzt wurde, schleuderte den Atlas in einen Winkel, zertrümmerte eine große Muschel, die den Kaminsims schmückte, stieß mit dem Fuße auf, daß die Deckenbalken zitterten und schrie mit einer Stimme, die es gewöhnt war, das Rauschen des Sturmwindes zu übertönen und wobei er sich aus einem Pappstück ein Sprachrohr zusammenbog:

»Nanon! ... Enogate!«

Enogate und Nanon, die eine mit einer Strickarbeit, die andre nahe dem Küchenherde mit dem Plätteisen beschäftigt, hielten es nun für an der Zeit, diesem Aufruhr der häuslichen Elemente einen Dämpfer aufzusetzen.

Der Auftritt spielt in einem jener guten alten Häuser von Saint-Malo, die aus Granit erbaut sind. Seine Façade ist nach der Straße der Hautes-Salles gerichtet. Es besteht aus einem Erdgeschoß nebst zwei Stockwerken, jedes mit zwei Stuben, wovon das obere über den Rundgang auf dem Walle hinausragt. Von diesem aus sieht man seine granitnen Mauern, die dick genug sind, den Geschossen früherer Zeit zu widerstehen, seine schmalen, eisenvergitterten Fenster, die massive Thür aus bestem Eichenholz mit Metallbeschlägen und einem Klopfer, den man bis Saint-Servan hört, wenn der Meister Antifer ihn handhabt, und endlich das von Luken durchbrochene

Schieferdach, durch das manchmal das lange Fernrohr des in Ruhestand getretenen Seemanns hervorlugt. Dieses Haus, halb Casematte, halb Maierhof, nahe einer Ecke der die Stadt umschließenden Mauern, bietet eine herrliche, weite Aussicht, zur Rechten den Grand-Bey, eine Ecke von Cézembre, die Décolléspitze und das Cap Fréhel, – zur Linken den Hafendamm und den Molo, die Mündung der Rance, den Strand von Prieuré nahe Dinard, und den altersgrauen Dom von Saint-Servan.

Ehemals war Saint-Malo eine Insel und vielleicht dachte der Meister Antifer mit Bedauern an die Zeit, wo er sich einen Inselbewohner nennen konnte.

Das alte Aaron ist aber einmal eine Halbinsel geworden, und er mußte sich wohl oder übel damit abfinden. Uebrigens hat man alles Recht stolz zu sein, wenn man ein Kind dieser Stadt Armor's ist, die Frankreich so viele große Männer geschenkt hat, unter andern Duguay-Trouin, dessen Statue unser würdiger Seemann stets

begrüßte, wenn er über den Square ging,
Lamennais, obwohl jenen dieser
Schriftsteller in keiner Weise interessierte,
und Chateaubriand, von dem er nur das
letzte Werk kannte. Hiermit meinen wir nur
dessen bescheidnes und doch stolzes
Grabmal auf dem Eiland des Grand-Bey,
das den Namen des berühmten Autors trägt.

Der Meister Antifer (Pierre-Servan-Malo)
war zur Zeit sechsundvierzig Jahre alt. Seit
achtzehn Monaten hatte er sich vom
Handwerk mit genügenden Ersparnissen
zurückgezogen, um mit den Seinigen
wenigstens sorgenlos leben zu können.
Einige Tausend Francs Rente hatte ihm
seine Dienstleistung auf zwei oder drei von
ihm geführten Schiffen abgeworfen, deren
Heimathafen stets Saint-Malo gewesen war.
Diese Schiffe, dem Hause Le Baillif &
Comp. gehörig, dienten der weiteren
Küstenfahrt im Canal, in der Nord- und
Ostsee und dem Mitteländischen Meere.
Bevor er jene hohe Stellung erlangte, hatte
sich Meister Antifer schon recht tüchtig in
der Welt umgesehen. Eine Theerjacke von

altem Schrot und Korn, war er unternehmend, hart gegen sich, wie gegen andre, trat überall schonungslos mit seiner Person ein und war von einer Zähigkeit, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, von der Halsstarrigkeit des bretonischen Bretagners. Ob er es bedauerte, das Meer verlassen zu haben? ... Wohl nicht, da er es ja im kräftigsten Mannesalter gethan hatte. – Ob seine Gesundheit diesen Entschluß beeinflußt hatte? ... Gewiß nicht, denn er schien aus dem reinen Granit der amerikanischen Küsten gemeiselt zu sein.

Es genügte schon, ihn zu sehen, zu hören und von ihm einen Händedruck zu bekommen, womit er nicht besonders geizte. Stelle man sich in ihm einen stämmigen, mittelgroßen Mann mit breitem Nacken vor. Hier sein Signalement: Keltischer Dickschädel; starkes, stachelschweinartig abstehendes Haar, dunkles, doch etwas welkes Gesicht, das vom Meerwasser und der Sonne niedriger Breiten gefärbt war; Barthalskrause, dicht und stark wie die Flechten am Felsen, deren

graue Strähne oben mit dem Haupthaar verschmolzen; lebhafte Augen, wahre Karfunkeln unter dem Brauenbogen, mit pechschwarzer funkelnder Iris; eine unten ziemlich dicke Nase, die auch lang genug war, um die Blättchen beim Drogue-(Soldaten-) Spiel darauf befestigen zu können, und nahe den Augen mit zwei Einsenkungen, wie die Salzfüßchen eines alten Gauls; vollständige, feste und gesunde Zähne, die unter den Zuckungen der Kinnladen krachten, vorzüglich, weil ihr Besitzer immer einen Kieselstein im Munde hatte; etwas behaarte Ohren mit trompetenartiger Muschel und herabhängenden Ohrläppchen, deren eines einen kleinen kupfernen Anker trug; endlich ein hoher etwas magrer Körper, nervöse Beine und ziemlich große Füße, die gewöhnlich so weit auseinanderstanden, um gegen jedes Stampfen und Schlingern gesichert zu sein. Aus allem erkannte man eine seltne Kraft, Dank den wie die Fasces der römischen Lictoren festvereinten Muskelbündeln, eine eiserne Gesundheit des gut essenden und tüchtig trinkenden

Mannes, der gewiß noch lange auf ein klares Gesundheitspatent Anspruch gehabt hätte. Dagegen wohnte auch eine ungeheure Reizbarkeit und Nervosität in dem Männchen der vor sechsundvierzig Jahren in das Taufregister seiner Heimat unter den bezeichnenden Namen Pierre-Servan-Malo Antifer eingetragen worden war.

Und heute Abend war er ganz außer sich und wetterte, daß das ganze solide Häuschen erzitterte, so als ob an seinen Grundmauern eine jener Aequinoctialfluthen rüttelte, die oft fünfzig Fuß hoch ansteigen und die halbe Stadt mit Schaum bedecken.

Nanon, Witwe Le Goât, achtundvierzig Jahre alt, war die Schwester unsres immer etwas lauten Seemannes. Ihr Gatte, eine simple Landratte und angestellt im Hause Le Baillif, war schon zeitig gestorben und hatte eine Tochter Enogate hinterlassen, der sich der Onkel Antifer angenommen hatte und der gegenüber er auch alle Pflichten des Vormundes und Pflegevaters

gewissenhaft erfüllte. Nanon war eine brave Frau, die ihren Bruder liebte, vor ihm zitterte und sich vor seinen Sturmausbrüchen beugte.

Enogate hingegen, ein hübsches Mädchen mit blondem Haar und blauen Augen, frischem Teint, intelligenten Zügen, natürlicher Anmuth und entschlossener als ihre Mutter, widersprach und widersetzte sich bisweilen ihrem schrecklichen Vormund.

Dieser betete sie übrigens an und behauptete, sie sei ebenso das glücklichste Mädchen von St. Malo, wie sie eines der schönsten war.

Wahrscheinlich verstand er aber unter Glück etwas, was seine Nichte und Mündel nicht ebenso auffaßte.

Die beiden Frauen erschienen auf der Schwelle des Zimmers. Die eine mit ihren langen Stricknadeln, die andre mit dem

Bügeleisen, das sie eben aus der Gluth gezogen hatte, in den Händen.

»Nun, was giebt's denn wieder? fragte Nanon.

– Meine Breite ... meine verteuflte Breite!« antwortete Meister Antifer.

Dabei versetzte er sich einen Faustschlag vor die Stirn, von dem jeder andre Schädel, als der ihm von Natur verliehene, unbedingt in Stücke gegangen wäre.

»Lieber Onkel, begann Enogate, weil Dir Deine unselige Breite im Kopf herumspukt, brauchst Du doch nicht das ganze Zimmer durcheinander zu werfen ...«

Damit hob sie den Atlas auf, während Nanon die Bruchstücke der Muschel aufsuchte, die wie von einer Pulverexplosion umherlagen.

»Die hast Du zerbrochen, lieber Onkel?

– Ja, ich, Kleine, und wenn's jemand anders gewesen wäre, hätte ihm der Kuckuck in den Nacken fahren sollen!

– Warum hast Du sie denn zu Boden geschleudert?

– Weil mir die Hand durchging!

– Diese Muschel war ein Geschenk unsres Bruders, sagte Nanon, und – es war unrecht von Dir ...

– Na, und wenn Du mir bis morgen vorpredigst, daß es unrecht war, wird sie deshalb doch nicht wieder ganz!

– Was wird mein Vetter Juhel dazu sagen! rief Enogate.

– Hoffentlich gar nichts, und daran wird er sehr wohl thun! entgegnete Meister Antifer, dem man das Bedauern darüber ansah, nur zwei weibliche Wesen vor sich zu haben, über die er vernünftiger Weise die Schale seines Zorns wohl nicht entleeren konnte. –

Uebrigens, setzte er hinzu, wo steckt denn der Juhel?

– Du weißt, Onkel, daß er nach Nantes gereist ist, erklärte das junge Mädchen.

– Nantes! – Ja, das ist ein ander Ding! Was hat er denn in Nantes zu schaffen?

– Aber, Onkelchen, Du hast ihn ja selbst dahin geschickt ... weißt Du nicht ... Wegen seiner Prüfung als Kapitän für lange Fahrt.

– Kapitän für lange Fahrt ... Kapitän für lange Fahrt! knurrte Meister Antifer. Ihm war's wohl nicht genug, wie ich Kapitän für Küstenfahrt zu werden? ...

– Höre, Bruder, fiel da Nanon schüchtern ein, Du hast es ihm ja selbst angerathen ... es war Dein Wille ...

– Aha, mein Wille! Ein hübscher Grund! ... Und wenn's mein Wille nicht gewesen wäre, ... na, da wäre er eben auch nach

Nantes gegangen ... Er wird das Examen
übrigens nicht bestehen ...

– Doch, lieber Onkel.

– So, liebe Nichte? ... Wenn er aber
durchfällt, dann soll ihm eine Böe in den
Rücken fahren, an die er denkt sein Leben
lang!«

Man sieht, daß sich niemand mit diesem
Manne verständigen konnte. Auf der einen
Seite wollte er, daß Juhel sich der Prüfung
als Kapitän für lange Fahrt nicht unterzog,
und auf der andern würde genannter Juhel
einen Empfang finden, in dem »jene Esel
von Examinatoren, jene hydrographischen
Händler« auch nicht zum Besten
weggekommen wären.

Enogate hatte jedoch das sichere Vorgefühl,
daß der junge Mann nicht durchfallen
werde, zunächst weil es ihr Vetter, dann,
weil er ein gescheiter und fleißiger junger
Mann war, endlich, weil er sie und sie ihn
liebte und sie sich einmal heiraten wollten.

Bessere Gründe als diese drei kann man doch gar nicht haben.

Wir müssen hier einfügen, daß Juhel ein Neffe des Meister Antifer und bis zur erreichten Majorennität sein Mündel gewesen war. Zeitig verwaist durch den Tod seiner Mutter, einer Morlaiserin, der seine Geburt das Leben gekostet hatte, und durch den, nur wenige Jahre später erfolgten Tod seines Vaters, eines Schiffsofficiers, war er, noch ein Kind, der Fürsorge seines Onkels anheimgefallen. Als ein Wunder kann es gewiß nicht erscheinen, daß es ihm in den Sternen geschrieben stand, einst Seemann zu werden. Enogate hatte übrigens ganz recht zu glauben, daß er sein Patent als Kapitän für lange Fahrt ohne Mühe erhalten werde. Der Onkel zweifelte daran auch nicht, er war jetzt nur in zu abscheulicher Laune, es zuzugestehen.

Die Sache hatte für die junge Malouine aber weit mehr Bedeutung, weil die zwischen ihrem Vetter und ihr geplante Heirat schon sehr bald nach Erlangung des

betreffenden Patentess stattfinden sollte. Die beiden jungen Leute waren sich in warmer Liebe zugethan, die ja für das Glück zweier Herzen genügen kann. Nanon sah mit Freuden den Tag herankommen, wo diese von der ganzen Familie gewünschte Verbindung stattfinden sollte. Woher hätte ein Hinderniß kommen sollen, da das allmächtige Haupt derselben, der Onkel und Vormund, seine Zustimmung dazu gab, oder sich wenigstens vorbehalten hatte, diese zu geben, wenn der Zukünftige Kapitän wäre?

Es versteht sich von selbst, daß Juhel von unten auf gedient hatte, erst als Schiffsjunge und als Leichtmatrose auf Schiffen der Firma Le Baillif, als Matrose im Dienste des Staats und endlich drei Jahre lang als Deckofficier in der Handelsmarine. So fehlte ihm weder die Theorie noch die Praxis, und Meister Antifer war im Grunde recht stolz auf seinen Neffen. Vielleicht hatte er aber für ihn von einer reicheren Partie geträumt, weil er dessen vorzügliche Eigenschaften

kannte, und ebenso für seine Nichte, weil diese das lieblichste Mädchen des ganzen Arrondissements war.

»Und sogar in l'Ille-et-Vilaine!«
wiederholte er, die Augenbrauen runzelnd und bereit, seine Behauptung auf die ganze Bretagne auszudehnen. Und wenn ihm etwa eine Million in die Hände gefallen wäre – ihm, der mit seinen fünftausend Livres Rente zufrieden war – so wär's nicht unmöglich gewesen, daß er gar selbst den Kopf verloren und sich unerfüllbaren Träumen überlassen hätte ...

Inzwischen hatten Enogate und Nanon in der Stube, wenn auch nicht im Gehirn des schrecklichen Menschen, wieder etwas Ordnung hergestellt. Freilich im Gehirn wäre das am nöthigsten gewesen, um die Käfer, die darin umherflatterten, auszutreiben, und womöglich auch die Spinnen an der Decke ...

Die noch immer Blitze schleudernden Augen rollend, lief Meister Antifer hin und

her – ein Beweis, daß das Unwetter noch lange nicht am Ende war und daß jeden Augenblick ein Donnerschlag erfolgen konnte. Und wenn er nach dem an der Wand hängenden Barometer sah, schien sein Zorn sich noch zu verdoppeln, weil dies gewissenhafte und treue Instrument immer auf schön Wetter zeigte.

»Juhel ist also noch nicht zurück? fragte er, sich an Enogate wendend.

– Nein, Onkel.

– Und es ist schon um zehn Uhr!

– Nein, lieber Onkel.

– Ihr werdet sehen, daß er den Zug verpaßt!

– Ach nein, Onkelchen!

– Alle Wetter! Wirst Du nun aufhören, mir zu widersprechen?

– Nein, bester Onkel.«

Trotz der verzweifelten Winke Nanons war die junge Bretagnerin entschlossen, ihren Vetter gegen die ungerechten Beschuldigungen dieses, in seinen Ausdrücken nicht gerade wählerischen Onkels in Schutz zu nehmen.

Offenbar waren Blitz und Donner jetzt nicht mehr weit. Gab es denn aber keinen Ableiter, der geeignet gewesen wäre, alle in den Reservoirs des Meister Antifer angesammelte Elektrizität auszugleichen?

Doch vielleicht. Deshalb beeilten sich auch Nanon und ihre Tochter, ihm zu gehorchen, als er mit Stentorstimme rief:

»Holt mir Tregomain!«

Sie verließen das Zimmer, öffneten die Haustür und gingen, den Verlangten aufzusuchen.

»Guter Gott! Wenn wir ihn nur antreffen!« sagten sie für sich.

Er war zum Glück zu Hause, und fünf Minuten später saß er dem Meister Antifer gegenüber.

Gildas Tregomain, einundfünfzig Jahre alt. Aehnlichkeiten mit seinem Nachbar: ist Hagestolz wie dieser und hat zu Wasser gefahren wie dieser; führt nicht mehr wie dieser, ist Malouin wie dieser. Hiermit hören die Aehnlichkeiten auf. Gildas Tregomain ist nämlich ebenso ruhig und gelassen, wie Meister Antifer lebhaft, ebenso viel Philosoph, wie Meister Antifer es wenig ist, ebenso fügsam, wie Meister Antifer halsstarrig. So viel bezüglich der geistigen Seite. Physisch sind die beiden Genossen einander wenn möglich noch unähnlicher. Sehr aneinander gefesselt, ist diese Freundschaft Pierre Antifer's gegen Gildas Tregomain recht erklärlich, während sie seitens des letzteren gegen Pierre Antifer nicht so tief wurzeln zu scheint. Der Freund eines solchen Mannes zu sein, hat ja zuweilen auch sein Unangenehmes.

Wir sagten eben, daß auch Gildas Tregomain zur See gefahren sei, es ist aber ein Unterschied zwischen Seefahrer und Seefahrer. Wenn Schiffer Antifer alle bedeutenderen Meere der Erde, zum Theil auf Kauffahrteischiffen, zum Theil in der Küstenfahrt besucht hatte, so traf das nicht auf seinen Nachbar zu. Gildas Tregomain, als Sohn einer Witwe vom Staatsdienst frei, war nicht als Matrose gefahren und überhaupt niemals auf dem Meere gewesen.

Nein, niemals. Den Canal la Manche hatte er sich von der Höhe von Cancale oder vom Cap Frehel aus angesehen, sich aber nie auf denselben hinausbegeben. In der gemalten Cabine eines Lastschiffes geboren, war auch sein Leben in einem solchen verlaufen. Erst Schiffsführer, dann Eigener der »Charmante Amélie«, fuhr er die Rance auf und ab, von Dinard nach Dinan, von Dinan nach Plumaugat, um dann mit einer Ladung Bretter, Wein oder Kohlen, je nach Bedarf, zurückzufahren. Kaum waren ihm die andern Küsten der Departements von l'Ille-et-Vilaine und der Côtes-du-Nord

bekannt geworden. Er war ein Süßwasser-Seemann, nichts weiter, während der Meister Antifer durch und durch Salzwasser-Seemann war – ein simpler Lastfuhrmann, gegenüber einem Schiffer von der Küstenfahrt. Deshalb senkte er auch die Flagge in Gegenwart seines Nachbars und Freundes, der sich gar nicht genierte, ihn in ehrerbietiger Entfernung zu halten.

Gildas Tregomain bewohnte ein kleines nettes Häuschen, etwa hundert Schritte von dem des Meister Antifer und am Ende der Toulousestraße, nahe dem Bollwerk. Es bot von der einen Seite Aussicht auf die Mündung der Rance und auf der andern hinaus auf's offne Meer. Sein Eigenthümer war ein großer starker Mann mit fast einem Meter Schulterbreite und fünf Fuß sechs Zoll Körperlänge, einem Brustkasten wie ein Reisekoffer, stets bekleidet von einer Weste mit einer Doppelreihe von Beinknöpfen, nebst braunem, stets sauberem Kittel, der auf dem Rücken und in den Aermeln weite Falten schlug. Aus

dieser Büste traten ein Paar starke Arme hervor, die einem Manne von mittlerer Größe hätten als Schenkel dienen können und die in ein Paar Hände ausliefen, die für einen Grenadier der alten Garde groß und fest genug gewesen wären. Begreiflicher Weise erfreute sich Gildas Tregomain unter solchen Umständen auch einer wahrhaft herkulischen Kraft. Er war jedoch ein gutmüthiger Herkules. Seine Kraft hatte er niemals mißbraucht und er drückte Jedem die Hand, aus Furcht, sie zu zerbrechen, nur mit dem Daumen und dem Zeigefinger. Seine Kraft war eben eine latente – sie trat niemals gewaltthätig hervor.

Will man ihn mit einer Maschine vergleichen, so war er nicht der Dampfhammer, der das glühende Eisen mit furchtbarem Schlage bearbeitet, sondern vielmehr eine hydraulische Presse, die das stärkste Blech kalt ohne Schwierigkeiten biegt.

Auf den Schultern erhebt sich ein mächtiger, dicker Kopf, auf dem

gewöhnlich ein hoher, breitkrämpiger Hut saß, ein Kopf mit schlichtem Haar, nicht allzu starkem Backenbart, eine gebogene Nase, die dem Profil Charakter verleiht, ein lachender Mund, zurückstehende Oberlippe, vorspringende Unterlippe, Fettfalten um's Kinn, schöne weiße Zähne, mit Ausnahme eines fehlenden oberen Schneidezahns – Zähne, die nicht zwecklos zubeißen und die nie vom Rauche einer Pfeife berührt worden waren – ein wässriges, sanftes Auge unter dicken, rothen Brauen, ein röthlicher Teint, den er den Winden der Rance und nicht den rauhen Stürmen des Oceans verdankte ...

Das war Gildas Tregomain, einer jener lebenswürdigen Menschen, von denen man sagt: Ob zu Mittag, ob um zwei Uhr, man wird sie immer zu jeder Gefälligkeit bereit finden. Es war auch eine Art unerschütterlichen Felsens, an den der Wogenschwall des Meister Antifer spurlos anprallte. Jetzt wurde er geholt, als sein Nachbar das richtige Südsüdwestgesicht zeigte, und er stellte sich ein, bereit, dieser

stürmisch bewegten Persönlichkeit
entgegenzutreten.

Der Expatron der »Charmante Amélie« war im Hause auch ein gern gesehener Gast – bei Nanon, die sich seiner als Schutzwall bediente, bei Juhel, der ihm eine aufrichtige Freundschaft bewahrte, und bei Enogate, die sich gar nicht genierte, ihm einen Kuß auf die rundlichen Wangen oder die glatte Stirn zu drücken – und eine glatte Stirn soll nach Aussage der Physiognomiker das unzweifelhafte Zeichen eines ruhigen Temperaments sein.

Jetzt, gegen viereinhalb Uhr nachmittags, bestieg also der Lastschiffer die hölzerne Treppe, die nach dem Zimmer des ersten Stockwerks hinaufführte, wobei freilich die Stufen ein wenig krachten, und bald darauf befand er sich dem Meister Antifer gegenüber.

V.

In dem Gildas Tregomain große Mühe hat,
dem Meister Antifer nicht zu
widersprechen.

»Bist Du endlich da, Kapitän?

– Ich bin gekommen, weil Du mich rufen
läßt, lieber Freund ...

– Ohne weitere Verzögerung!

– Außer der, hierher zu gehen.

– Na, wahrlich, es sieht mir aus, als wärest
Du auf der ›Charmante Amélie‹ hierher
gefahren!«

Gildas Tregomain achtete nicht auf diese
Anspielung bezüglich des langsamen
Ganges der Lastschiffe im Vergleich mit
den Seeschiffen. Er merkte, daß sein

Nachbar bei schlechter Laune war, was ihn nicht besonders verwunderte, und er nahm sich vor, dessen Launen willig zu ertragen.

Meister Antifer hielt ihm einen Finger hin, den er sanft zwischen Daumen und Zeigefinger drückte.

»Eh! ... nicht so heftig, zum Teufel! Du drückst einen auch allemal wie toll!

– Entschuldige, ich hab' es nicht mit Absicht gethan ...

– Na, das hätte auch noch gefehlt!«

Mit einer Handbewegung forderte Meister Antifer seinen Freund auf, an dem Tische in der Mitte des Zimmers Platz zu nehmen.

Der Lastschiffer setzte sich also nieder, die Füße in den absatzlosen Schuhen hübsch auswärts, und breitete dann sein großes Taschentuch über die Knie, ein blau und roth geblühtes Baumwollentuch, das in jeder Ecke einen Anker zeigte.

Dieser Anker hatte das Privilegium, bei Meister Antifer stets ein starkes Achselzucken hervorzurufen ... Ein Anker bei einem Fluß-Frachtschiffer! ... Warum dann nicht auch einen Fock-, einen Großmast und einen Besan für eine Schute?

»Du trinkst doch einen Cognac, Kapitän? fragte er, während er schon eine Flasche und zwei Gläschen hinsetzte.

– Du weißt, lieber Freund, daß ich dergleichen niemals trinke.»

Das hinderte den Meister Antifer freilich nicht, die Gläser bis zum Rande zu füllen. Nach einer schon seit zehn Jahren bestehenden Gewohnheit trank er nämlich, wenn er sein Glas geleert hatte, auch das Gildas Tregomain's aus.

»Und nun wollen wir ein Garn zusammen spinnen.

– Wovon denn? antwortete der Frachtschiffer, obwohl er recht gut wußte,

weshalb man ihn geholt hatte.

– Wovon, Kapitän? ... Ja, wovon sollen wir denn plaudern, wenn nicht ...

– Ah, richtig! Hast Du denn nun auf dem Dich so interessierenden Breitengrade den gesuchten Punkt gefunden?

– Gefunden? ... Wie soll ich ihn denn gefunden haben? ... Etwa beim Zuhören auf das Geschwätz der beiden Weibspersonen, die eben noch hier waren?

– Die gute Nanon und meine hübsche Enogate! ...

– Ja, ja ... weiß schon ... Du bist immer bereit, sie mir gegenüber in Schutz zu nehmen. Doch davon schweigen wir. Jetzt ist mein Vater Thomas seit acht Jahren hinübergegangen, von wo keiner wiederkehrt, und seit acht Jahren schleppt sich die Geschichte fort, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Das muß ein Ende nehmen!

– Ich ... versetzte der Frachtschiffer mit den Augen zwinkernd, ich machte ihr sofort ein Ende ... ich dünkte einfach nicht mehr daran ...

– Wirklich, Kapitän, das meinst Du? Und was fängst Du denn damit an, daß mein sel'ger Vater sie mir noch auf dem Sterbebette ganz besonders an's Herz gelegt hat? ... Nein, das sind geheiligte Sachen!

– Es ist zu bedauern, antwortete Gildas Tregomain, daß der gute Mann nicht noch mehr gesagt hat ...

– Du lieber Himmel, weil er selbst nichts weiter zu sagen wußte! ... Alle Wetter, soll ich denn auch nicht mehr davon wissen, wenn ich mich zum letzten Male niederlege?«

Gildas Tregomain wollte schon erwidern, daß das mehr als wahrscheinlich, und eigentlich sogar wünschenswerth sei; er hielt aber an sich, um den Brausekopf nicht noch mehr aufzuregen.

Einige Tage, bevor der alte Thomas Antifer vom Leben in Tod ging, hatte sich einmal Folgendes ereignet.

Es war im Jahre 1854 – ein Jahr, das der alte Seemann nicht mehr vollenden sollte. Da er sich sehr krank fühlte, glaubte er verpflichtet zu sein, seinem Sohn eine geheimnißvolle Geschichte mitzuthemen, die er nicht zu enthüllen vermocht hatte.

Fünfundfünfzig Jahre früher – 1799 – als Thomas Antifer noch mit einem Handelsschiffe die Häfen des Morgenlandes besuchte, befand er sich gerade nahe an der Küste Palästinas, als Bonaparte die Gefangnen von Jaffa niederschießen ließ. Einer dieser Unglücklichen, der sich auf einen Uferfelsen geflüchtet hatte, wo ihn doch noch ein sicherer Tod erwartete, wurde in der Nacht von dem französischen Seemann aufgefunden, nach seinem Schiffe gebracht, da so gut wie möglich gepflegt und nach Verlauf von zwei Monaten endlich wieder hergestellt.

Der Gefangene gab sich seinem Retter zu erkennen. Er nannte sich Kamylik-Pascha aus Aegypten, und beim Abschiednehmen versicherte er dem braven Malouin, daß er ihn nicht vergessen werde. Zur gelegenen Zeit werde er die Beweise seiner Dankbarkeit erhalten.

Thomas Antifer schied von Kamylik-Pascha, setzte seine Fahrt weiter fort, dachte zuerst wohl dann und wann an das ihm gegebene Versprechen, entschloß sich aber endlich, die ganze Geschichte zu vergessen, denn es sah nicht so aus, als ob jene Zusagen sich jemals erfüllen sollten.

In höheren Jahren stehend, zog sich der alte Seemann zurück nach Saint-Malo, wo ihm nichts andres am Herzen lag, als aus seinem Sohne Pierre einen tüchtigen Seemann zu machen. Da, als er bereits siebenundsechzig Jahre zählte, ging ihm im Jahre 1842 ein merkwürdiger Brief zu.

Daß dieser französisch geschriebene Brief aus Aegypten kam, erkannte man aus dem

Poststempel und zu lesen stand darin
Folgendes:

»Der Kapitän Thomas Antifer wird gebeten
in sein Notizbuch einzuschreiben:
*Vierundzwanzig Grad neunundfünfzig
Minuten nördlicher Breite*; eine dazu
gehörige Längenangabe wird ihm später
noch zugehen. Er möge das nie vergessen
und als Geheimniß bewahren, da es sich für
ihn um wichtige Dinge handelt. Eine
ungeheure Summe, in Gold, Diamanten und
Edelsteinen bestehend, die er unter dieser
Breite und der später mitzutheilenden
Länge finden wird, mag ihm als Belohnung
für die Dienste gelten, die er dereinst einem
Gefangenen von Jaffa erwiesen hatte.«

Dieser Brief war nur mit einem
Monogramm, ein doppeltes K bildend,
unterzeichnet.

Das erregte nun doch die Neugier des braven Mannes und würdigen Vaters seines Sohnes. Nach dreiundvierzig Jahren erinnerte sich Kamyk-Pascha also seiner noch immer! Zeit dazu hatte er sich freilich gelassen. Ohne Zweifel hatten ihn aber irgend welche Hindernisse in Syrien aufgehalten, da dessen politische Ereignisse erst 1840 durch den Londoner Vertrag, und zwar zu Gunsten des Sultans, endgiltig geregelt wurden.

Jetzt war Thomas Antifer nun glücklich »Besitzer« einer Breite, die über irgend einen Punkt der Erde verlief, wo Kamyk-Pascha sein Vermögen vergraben hatte. Und was für ein Vermögen! Seiner Meinung nach doch Millionen! Jedenfalls mußte er über diese Angelegenheit aber strenges Stillschweigen bewahren und den Boten abwarten, der ihm einmal die versprochenen Längengrade übermitteln würde, deshalb sprach er gegen keinen Menschen von der Sache – nicht einmal gegen seinen Sohn.

Er wartete, wartete zwölf lange Jahre ... nichts zeigte sich. Sollte er das Geheimniß wohl gar mit ins Grab nehmen, wenn er einst die Augen schloß, ohne dem Boten des Paschas seine Thür geöffnet zu haben? ... Nein, das glaubte er wenigstens nicht. Er meinte vielmehr, demjenigen davon Mittheilung machen zu sollen, der einst an seiner Stelle Nutzen davon haben könnte, seinem Sohn Pierre-Servan-Malo. Als der alte Seebär dann 1854, das heißt, im einundachtzigsten Lebensjahre sein Ende herannahen fühlte, zögerte er nicht mehr, seinen »Jungen« und Erben über die Absichten Kamyk-Paschas zu unterrichten, und ließ ihn schwören, niemals diese Breitenangabe zu vergessen, sich die Unterschrift mit dem doppelten K genau zu merken und mit aller Zuversicht dem Erscheinen des betreffenden Boten entgegenzusehen.

Dann ging der brave Mann, beweint von den Seinen, betrauert von allen, die ihn gekannt hatten, zu seinen Vätern ein und

wurde im Erbbegräbniß der Familie
beigesetzt.

Bei der Gemüthsart Meister Antifer's kann man sich leicht vorstellen, welchen Eindruck jene Mittheilungen auf seine an sich lebhaftere Einbildungskraft machten und welch' brennende Wünsche sie in ihm wachriefen. Er verzehnfachte in Gedanken die Millionen, die sein Vater angenommen hatte, und machte aus Kamyk-Pascha so einen Nabob aus Tausend und eine Nacht. Er träumte nur noch von Gold und Edelsteinen, die in einer verhexten Grube verscharrt lagen. Seiner natürlichen Ungeduld entsprechend, konnte er sich freilich die Zurückhaltung, die sein Vater bewahrt hatte, nicht auferlegen. Zwölf Jahre lang kein Wort verlauten zu lassen, ohne sich jemand anzuvertrauen, nicht den Versuch zu machen, zu erfahren, was aus dem Unterzeichner der zwei K geworden sein möge ... Der Vater hatte es über sich gebracht ... der Sohn war dazu unfähig. Als er daher 1855 einmal ins Mittelmeer kam, erkundigte er sich nach dem Anlaufen im

Hafen von Alexandria mit aller ihm möglichen Geschicklichkeit nach jenem Kamyk-Pascha. Daß er existiert hatte, dafür lieferte ja der dem alten Seemann zugegangene Brief von seiner eignen Hand den untrüglichen Beweis. Ob er noch existierte, das war eine schwierig zu beantwortende Frage. Was er erfuhr, lautete ziemlich entmuthigend, denn keiner wußte etwas weiteres, als daß Kamyk-Pascha vor etwa zwanzig Jahren verschwunden und seitdem verschollen sei.

Das war in der That ein harter Stoß, den das Lebensschifflein Antifer's erhielt; es ging davon wenigstens nichts unter. Jedenfalls mußte Kamyk-Pascha 1842 jenem Briefe nach noch gelebt haben. Wahrscheinlich hatte er Gründe, denen er nicht nachzuforschen brauchte, gehabt, die ihn zum Verlassen des Landes zwangen. Zur passenden Zeit würde sich der Bote, der Ueberbringer der interessanten Länge, schon einstellen, und da sein Vater nicht mehr auf dieser Erde weilte, würde er, der

Sohn, jenen empfangen und natürlich mit Freuden aufnehmen.

Meister Antifer kam also nach Saint-Malo zurück und äußerte vorläufig, so schwer ihm das auch wurde, gegen niemand etwas von der Sache. Er blieb seinem Berufe getreu, bis er ihn 1857 gänzlich aufgab, und seitdem inmitten seiner Familie lebte.

Diese erschlaffende Existenz mit dem Mangel an ernster Beschäftigung wurde freilich zur Veranlassung, daß er einer wahrhaft fixen Idee verfiel. Jene vierundzwanzig Grad neunundfünfzig Minuten flatterten ihm im Kopfe herum, wie Mücken vor den Augen. Endlich ging ihm die Zunge durch. Er vertraute das Geheimniß seiner Schwester, seiner Nichte, seinem Neffen, und auch Gildas Tregomain an. Natürlich währte es nun nicht lange, bis die ganze Stadt, bis über Saint-Servan und Dinard hinaus davon Kenntniß bekam. Jedermann wußte, daß eines Tages ein ungeheures, ganz unabschätzbares Vermögen dem Meister Antifer zufallen

mußte. Von da an klopfte kein Mensch an seine Thür, ohne daß dieser erwartete, mit den Worten begrüßt zu werden:

»Da bringe ich Ihnen die ersehnte Länge!«

So verstrichen einige Jahre. Von Kamyk-Paschas Boten kam kein Lebenszeichen, kein Fremdling hatte die Schwelle seines Hauses überschritten, und das brachte unsern Meister Antifer immer mehr in Extase. Seine Familie glaubte gar nicht mehr an das Vermögen, und hielt den alten Brief für eine einfache Mystifikation. Ohne sich's merken zu lassen, hielt Gildas Tregomain ihn für einen Naiven erster Sorte, und das bedauerte er im Interesse der so ehrenwerthen Küstenschifferzunft. Pierre-Servan-Malo war dagegen nicht umzustimmen. Er blieb bei seiner Ueberzeugung. Er hatte die Schätze des Nabob schon so gut wie in der Tasche, und dann durfte ihm keiner widersprechen, wenn er nicht einen schrecklichen Sturm heraufbeschwören wollte. So vermied es denn auch an diesem Abend der gutmüthige

Frachtschiffer, eine Explosion bei der reizbaren Theerjacke hervorzurufen.

»Nun, alter Freund, begann der Meister Antifer jenem scharf ins Gesicht sehend, antworte mir ohne Umschweife, denn manchmal sieht es aus, als ob Du mich nicht recht verständest. Na, freilich hat der Kapitän der ›Charmante Amélie‹ niemals Veranlassung gehabt, ein Besteck zu machen; das kommt zwischen den Ufern der Rance nicht vor. Auf so einem Büchlein braucht keiner die Höhe der Sonne, des Mondes und der Sterne aufzunehmen.«

Mit dieser Aufzählung der Verfahren, die die Hydrographie vorschreibt, wollte Pierre-Servan-Malo entschieden nur die große Kluft andeuten, die den Führer eines Küstenfahrzeuges von dem »Kapitän« eines Frachtschiffes trennte.

Der vortreffliche Tregomain lächelte resigniert und besah sich die bunten Streifen auf seinem unbeschreiblichen Taschentuche.

»Na, Du hörst wohl gar nicht, Frachtführer?

...

– O natürlich, lieber Freund.

– Nun also, ein für allemal, weißt Du überhaupt genau, was eine Länge ist?

– Ich denke, so ziemlich.

– Weißt Du auch, was ein Parallelkreis ist und daß der Aequator in dreihundertsechzig Grade oder einundzwanzigtausendsechshundertsechzig Bogenminuten getheilt wird, was so viel wie eine Million zweihundertsechsunneunzigtausend Sekunden ausmacht?

– Warum sollt ich das nicht wissen?
antwortete Gildas Tregomain mit freundlichem Lächeln.

– Und weißt Du, daß ein Bogen von fünfzehn Graden einer Zeitstunde entspricht und ein solcher von fünfzehn Minuten einer

Zeitminute, und ein Bogen vor fünfzehn
Secunden einer Zeitsecunde?

– Soll ich Dir's aus dem Kopfe
wiederholen?

– Nein, das ist unnöthig. Nun also, ich habe
Kenntniß von jener Breite, nämlich
vierundzwanzig Grad neunundfünfzig
Minuten vom Aequator. Diese Parallele
enthält nun dreihundertsechzig Grade –
verstehst Du, dreihundertundsechzig – und
über dreihundertneunundfünfzig ärgre ich
mich so wenig, wie über einen Anker,
dessen Schaufeln abgebrochen sind. Einen
aber giebt es, den ich nicht kenne und nicht
kennen werde, bevor man mir nicht die
Länge, die ihn durchschneidet, angegeben
hat ... und da an dieser Stelle ... da liegen
Millionen ... Lache nur nicht ...

– Ich lache nicht, lieber Freund.

– Jawohl, Millionen, die mir, mir gehören,
die auszugraben ich das Recht habe, sobald

mir die Oertlichkeit, wo sie verscharrt sind, angegeben wird.

– Ja, erwiderte der Frachtschiffer, da muß Du eben geduldig warten, bis der Bote mit jener erfreulichen Meldung kommt.

– Geduldig ... geduldig! Was hast Du denn eigentlich in den Adern?

– Ich glaube Syrup, nichts als Syrup, antwortete Gildas Tregomain.

– Ich aber Quecksilber ... und Salpeter, der in meinem Blute aufgelöst ist ... ich kann einmal nicht ruhig bleiben ... ich zehre mich auf.

– Du mußt Dich aber beruhigen ...

– Beruhigen? ... Denkst Du gar nicht daran, daß wir schon zweiundsechzig schreiben, daß mein Vater vierundfünfzig gestorben ist, nachdem er das Geheimniß seit zweiundvierzig besessen hatte ... und daß es bald zwanzig Jahre sind, seitdem wir auf

die Lösung dieses verteuflten Räthsels
warten ...

– Zwanzig Jahre, murmelte Gildas
Tregomain. Wie die Zeit vergeht! Vor
zwanzig Jahren, ach, da führte ich ja noch
die ›Charmante Amélie‹ ...

– Wer spricht denn von Deiner ›Charmante
Amélie‹, rief Meister Antifer heftig. Ist
denn von der ›Charmante Amélie‹ oder von
der Breite die Rede, die in diesem Briefe
angegeben ist?«

Dazu ließ er vor den blinzelnden Augen des
Frachtschiffers den berühmten, schon
vergilbten Brief umhertanzen, der das
Monogramm Kamyk-Paschas trug.

»Ja ... dieser Brief ... dieser verdammte
Brief ... fuhr er fort, dieser verteuflte Brief,
den ich zerreißen, in Asche verwandeln
möchte ...

– Das wäre vielleicht das klügste, wagte der
Frachtschiffer zu bemerken.

– Hollah ... Kapitän Tregomain, rief Meister Antifer flammenden Auges und drohender Stimme, daß es Dir nie wieder beikommt, mir so zu antworten, wie Du's eben gethan hast!

– Nimmermehr!

– Und wenn ich in einem Anfalle von Tollheit diesen Brief zerreißen wollte, den Brief, der für mich ein Eigenthumsdocument darstellt, wenn ich unvernünftig genug wäre, zu vergessen, was ich mir und den Meinen schuldig bin, und Du hindertest mich nicht daran ...

– Ich würde Dich daran hindern, alter Freund, verlass' Dich darauf« ... beeilte sich Gildas Tregomain zu versichern.

Ganz gerührt ergriff der Meister Antifer sein Glas, stieß damit an das des Nachbars und sagte:

»Auf Deine Gesundheit, Kapitän!

– Wohl bekomm's Dir!« antwortete Gildas Tregomain, der das Glas bis zur Höhe seiner Augen hob und es dann wieder hinsetzte.

Pierre-Servan-Malo war nachdenklich geworden, er fuhr sich mit fiebernder Hand durch's Haar, murmelte, von Flüchen und Seufzen unterbrochen, Worte und kaute dabei seinen Kiesel im Munde hin und her. Plötzlich kreuzte er die Arme und ließ den Blick auf dem Freunde ruhen ...

»Weißt Du wenigstens, was dieser vermaledeite Parallelkreis durchschneidet ... dieser vierundzwanzigste Grad nördlicher Breite?

– Warum sollt' ich das nicht wissen? erwiderte der Frachtschiffer, der dieses kleine Examen in der Geographie schon oft genug zu bestehen gehabt hatte.

– Glaube, Kapitän, solche Sachen kann man gar nicht genau genug wissen!«

Damit schlug er im Atlas die
Planisphärenkarte auf, die ein Bild der
ganzen Erdoberfläche zeigte.

»Sieh, hier! kommandierte er mit einem
Tone, der kein Zögern und keine
Erwiderung zuließ.

– Du siehst doch Saint Malo, nicht wahr?

– Ja, und hier die Rance ...

– Von der Rance ist keine Rede! Du wirst
mich toll machen mit Deiner Rance! ... Nun
also, lege den Finger auf den Meridian von
Paris und gleite dann bis zum
vierundzwanzigsten Grad hinunter.

– Ich gleite schon.

– Nun durch Frankreich und Spanien
hindurch ... nach Afrika hinein ... durch
Algerien ... da kommst Du nach dem
Wendekreis des Krebses ... da oberhalb
Timbuktu ...

– Bin schon da.

– Also richtig, da sind wir an der berühmten Breite.

– Ja, ja, da wären wir nun.

– So begeben wir uns nach Osten zu, durchmessen ganz Afrika, waten durch's rothe Meer ... fallen in Arabien oberhalb Mekkas ein ... begrüßen den Iman von Mascat ... setzen nach Indien über und lassen dabei Bombay und Calcutta auf Steuerbord ... dann streifen wir den untern Theil Chinas, die Insel Formosa, den Stillen Ocean, die Gruppe der Sandwichinseln ... aber folgst Du auch ordentlich nach?

– Ob ich Dir folge, seufzte Gildas Tregomain, der sich mit dem großen Taschentuche die Stirn abtrocknete.

– Nun, jetzt bist Du in Amerika, in Mexiko ... dann im Golf ... nachher neben Habanah. Du begiebst Dich durch die Meerenge von Florida ... steuerst auf den Atlantischen Ocean hinaus ... an den kanarischen Inseln vorüber und kommst wieder nach Afrika.

Jetzt marschierst Du am Meridian von Paris hinauf und bist in Saint Malo zurück nach einer Rundreise um die Erde auf dem vierundzwanzigsten Breitengrade.

– Uf! stieß, der gefällige Frachtschiffer hervor.

– Und kannst Du mir nun, fuhr Meister Antifer fort, nachdem wir die ganze Reise zurückgelegt, Meere durchkreuzt, Inseln überflogen und Länder durchwandert haben – kannst Du mir, Wasserlastträger, wohl sagen, wo die Stelle liegt, die meine Millionen festhält?

– Ja, das weiß man leider nicht ...

– Wird es aber erfahren ...

– Natürlich ... sobald der Bote eingetroffen ist ...«

Der Meister Antifer langte sich das zweite Gläschen Cognac zu, da der Kapitän der »Charmante Amélie« es nicht geleert hatte.

»Dein Wohlsein! sagte er.

– Wohl bekomm' Dir's! antwortete Gildas Tregomain, der mit dem leeren Glase an das gefüllte seines Freundes stieß.

Eben schlug es zehn Uhr. Ein heftiger Schlag mit dem Klopfer machte die Hausthür erzittern.

»Wenn das der Mann mit der Länge wäre!« rief der allzu nervöse Malouin.

– Oho! sagte sein Freund, der diesen kleinen Ausdruck des Zweifels nicht zurückhalten konnte.

– Und warum nicht? versetzte Meister Antifer, dessen Wangen schon mehr als purpurroth wurden.

– Ja freilich ... Warum könnte er's nicht sein?« gab der Frachtschiffer nach und begann schon eine begrüßende Bewegung, um den Ueberbringer der guten Nachricht zu empfangen.

Plötzlich erschallten aus dem Erdgeschoß laute Freudenrufe – ja, Freudenrufe, die, da sie von Nanon und Enogate ausgingen, dem Abgesandten Kamyk-Paschas wohl nicht gelten konnten.

»Er ist es! Er ist es! wiederholten die beiden Frauen.

– Er? ... Welcher er ...?« knurrte Meister Antifer.

Schon wollte er sich nach der Treppe begeben, als jemand die Thür seines Zimmers öffnete.

»Guten Abend, liebster Onkel, guten Abend!«

Diese Worte ertönten von einer heitern, offenbar zufriedenen Stimme, die den Onkel in leise Verzweiflung zu setzen vermochte.

»Er,« das war Juhel, der eben zurückkam. Er hatte den Zug von Nantes nicht versäumt

und sein Examen auch bestanden, denn er rief:

»Erhalten, lieber Onkel, erhalten!

– Erhalten! wiederholten die bejahrte Frau und das junge Mädchen.

– Erhalten ... Was denn? ... versetzte Meister Antifer.

– Das Patent eines Kapitäns der langen Fahrt ... mit Auszeichnung!«

Und da sein Onkel ihm die Arme nicht öffnete, fiel er in die Gildas Tregomain's, der ihn an's Herz drückte, daß dem jungen Mann der Athem ausging.

»Sie werden ihn ersticken, Gildas, bemerkte Nanon.

– Ei was, ich hab' ihn doch kaum umarmt!« meinte lächelnd der Exkapitän der »Charmente Amélie«.

Inzwischen war Juhel wieder zu sich gekommen und wandte sich nun an Meister Antifer, der unruhigen Schrittes im Zimmer auf- und abging.

»Und nun, lieber Onkel, wann soll nun die Hochzeit sein?

– Welche Hochzeit?

– Die meinige mit der lieben Enogate, antwortete Juhel. Ist das nicht ausgemacht?

– Ja, freilich, schon lange, bestätigte Nanon.

– Wenigstens, wenn Enogate mich noch mag, seitdem ich Kapitän für lange Fahrt ...

– Ach, mein Juhel!« rief das junge Mädchen, indem sie ihm eine Hand hinstreckte, in der der gute Tregomain – er hat es wenigstens behauptet – zu sehen glaubte, daß sie ihr ganzes Herz hinein gelegt hatte.

Meister Antifer antwortete nicht und schien nur zu schnüffeln, woher der Wind wehte.

»Nun, lieber Onkel?« fragte der junge Mann noch einmal, während er seine hübsche Gestalt aufrichtete, sein Gesicht leuchten und seine Augen von Glück erglänzen ließ. Hast Du, lieber Onkel, fuhr er fort, nicht gesagt: die Hochzeit findet statt, wenn Du Dein Patent erhalten hast, und wir bestimmen die Zeit dafür am Tage Deiner Heimkehr?

– Ich glaube, das hast Du gesagt, alter Freund, wagte der Frachtschiffer zu bemerken.

– Nun also, mein Patent hab' ich, wiederholte Juhel, hier bin ich auch zurück, und wenn Du nichts einzuwenden hast, lieber Onkel, bestimmen wir die Sache für die ersten Tage des April ...«

Pierre-Servan-Malo schnellte in die Höhe.

»In acht Wochen, warum nicht gleich in acht Tagen, in acht Stunden ... oder gar in acht Minuten? ...

– Wahrhaftig, wenn das ausführbar wäre, lieber Onkel, ich hätte wahrlich nichts dagegen.

– Nein, nein, das will Zeit haben, meinte Nanon. Da giebt es Vorbereitungen zu treffen, Einkäufe zu machen ...

– Ja, ich muß mir auch einen neuen Anzug dazu bauen lassen, sagte Gildas Tregomain, der zukünftige Brautführer.

– Nun also ... am fünften April? fragte Juhel.

– Meinetwegen, stieß Meister Antifer hervor, der sich gar zu sehr in die Enge getrieben fühlte.

– Ach, mein liebster guter Onkel! jubelte das junge Mädchen, sich ihm an den Hals werfend.

– O, mein bester Onkel!« rief der junge Mann.

Und da er diesen von der einen Seite und Enogate ihn von der andern Seite umarmte, ist's nicht ganz unmöglich, daß die Lippen der jungen Leute sich dabei ein wenig berührten.

»Gut ... also abgemacht ..., ließ der Onkel sich vernehmen ..., am fünften April ... doch unter einer Bedingung ...

– O, keine Bedingungen ...

– Noch eine Bedingung? rief Gildas Tregomain, der einen listigen Schachzug seines Freundes fürchtete.

– Ja freilich ... eine Bedingung noch ...

– Und die wäre, lieber Onkel? fragte Juhel mit leichtem Stirnrunzeln.

– Sie besteht darin, daß ich bis dahin meine Länge noch nicht erfahren habe.«

Alle seufzten auf.

»Ja! ... Ja wohl!« riefen die andern wie aus einem Munde.

Es wäre ja grausam gewesen, dem Meister Antifer diese kleine Genugtuung zu versagen. Welche Wahrscheinlichkeit lag auch dafür vor, daß der nun seit zwanzig Jahren erwartete Sendling Kamyk-Paschas gerade noch vor dem für Juhels und Enogates Hochzeit bestimmten Tage eintreffen könnte?

VI.

Erstes Scharmützel zwischen Abendland und Morgenland, wobei dem Morgenlande vom Abendlande arg mitgespielt wird.

Eine Woche verstrich. Von einem Boten keine Spur. Gildas Tregomain meinte, er würde darüber auch nicht weniger erstaunt sein, als wenn der Prophet Elias aus dem Himmel zurückkehrte; er hütete sich aber, seine Ansicht vor dem Meister Antifer in dieser biblischen Fassung auszusprechen.

Enogate und Juhel dachten in ihrem Glück überhaupt nicht an einen Abgesandten Kamylik-Paschas, der für sie als rein imaginäres Wesen galt. O, wenn kein anderer als dieses Männchen die bevorstehende Hochzeit stören oder verzögern sollte! ... Nein, sie bereiteten sich zur Abfahrt in das schöne Land der Ehe, von dem der junge Mann die Länge und das junge Mädchen

die Breite kannte, das Land, das sie so leicht zu finden wußten, wenn sie jene beiden geographischen Elemente kombinierten ... und diese Combination sollte am fünften April vor sich gehen.

Meister Antifer war inzwischen immer ungeselliger und unzugänglicher geworden. Das Datum für die Trauung rückte mit jedem Tage um vierundzwanzig Stunden näher. Nur noch wenige Wochen, und die Verlobten waren durch unlösliche Bande vereinigt.

Wahrhaftig ein schönes Band! Und ihr Onkel hatte für Beide von den stolzesten Verbindungen für's Leben geträumt, wenn er erst reich wäre. Denn wenn er jene Millionen, jene unfindbaren Millionen einmal im Kasten hatte, so dachte er gewiß nicht daran, allein den Genuß davon zu haben, auf großem Fuße zu leben, etwa in einem Palaste zu wohnen, in Equipagen umherzukutschieren, aus goldnen Schüsseln zu essen und Diamantknöpfchen im Vorhemdchen zu tragen ... Du lieber

Himmel, nein! Er wollte Juhel an eine Prinzessin und Enogate natürlich an einen Prinzen verheiraten. Das war nun einmal die Marotte des braven Mannes. Dieser Lieblingswunsch schien aber nicht in Erfüllung gehen zu sollen, wenn der Bote nicht noch in letzter Minute eintraf und keine Nachricht Kamyk-Paschas – wegen Mangels weniger Ziffern – dessen Schätze in seinen Kasten ausleerte.

Meister Antifer wüthete nicht mehr, er konnte sich aber auch nicht mehr im Hause halten, was für die Ruhe der Uebrigen ja nur vortheilhaft war. Man sah ihn nur zur Stunde des Essens, und auch da schlang er alles eiligst hinunter. Bei jeder passenden Gelegenheit bot sich ihm der gute Tregomain als Ableiter dar, in der Hoffnung, die innere Aufregung seines Freundes – der ihn übrigens stets zum Teufel schickte – etwas zu besänftigen. Jetzt konnte man wohl befürchten, daß der Mann geisteskrank würde. Seine einzige Beschäftigung bestand nur noch darin, allemal bei Ankunft der Züge den Bahnhof

abzusuchen, beim Eintreffen von Dampfern die Quais des Sillon unsicher zu machen, in der Erwartung, eine etwas exotische Erscheinung auftauchen zu sehen, die er für den Abgesandten Kamyk-Paschas halten konnte; wahrscheinlich einen Aegypter, vielleicht einen Armenier, kurz einen an seinem Typus, an seiner Sprache, seiner Tracht erkennbaren Ausländer, der einen Bahnhofsbeamten nach der Adresse Pierre-Servan-Malo Antifer's fragen würde.

Nichts! Nein, nichts dieser Art! Leute aus der Normandie, Bretonen, Engländer oder Norweger, so viel man verlangte. Von einem Reisenden aus dem Orient Europas, einem Malteser, einem Levantiner ... keine Spur.

Am. 9. Februar, nach seinem Frühstück, wobei er die Lippen, außer zum Essen und Trinken, gar nicht aufgethan hatte, begab sich Meister Antifer wieder auf seine Promenade, die Promenade eines Diogenes, der einen Menschen sucht. Wenn er nicht, wie der große Philosoph des Alterthums,

am hellen Tage eine angezündete Laterne mit sich führte, hatte er doch zwei vorzügliche Augen mit heller Pupille, die ihn den, den er erwartete, schon von fern her zu erkennen gestatteten.

Rasch wanderte er durch die engen, von hohen Granithäusern begrenzten und mit spitzen Steinen gepflasterten Straßen der Stadt dahin, er begab sich durch die Rue de Bay nach dem Square Duguay Trouin, las die Stunde vom Zifferblatt an der Unterpräfectur ab, wandte sich nach dem Chateaubriand-Platze, schlüpfte um den Kiosk, unter dessen dichte blätterlose Platanen, eilte durch das Thor in der Stadtmauer und gelangte damit nach dem Quai des Sillon.

Meister Antifer guckte nach rechts und nach links, vor und hinter sich und blies gewaltige Tabakswolken aus seiner Pfeife in die Luft. Man grüßte ihn von hier und von da, denn er gehörte zu den Notablen von Saint-Malo und war ein geschätzter und hochgeachteter Mann. Viele Grüße

erwiderte er freilich gar nicht, da er sie nicht bemerkte, so versessen, so zerstreut war er in Folge seiner gespannten Erwartung.

Im Hafen lagen viele Fahrzeuge, Segler und Dampfer, Dreimaster, Briggs, Goëletten, Lugger und Sardellenboote. Es war jetzt die Zeit der Ebbe und mußten zwei bis drei Stunden vergehen, ehe die vom Semaphor gemeldeten Schiffe von der hohen See her einlaufen konnten.

Meister Antifer hielt es daher für wichtiger, inzwischen im Bahnhof die Ankunft des nächsten Schnellzuges abzuwarten, immer in der Hoffnung, heute mehr als vorher vom Glück begünstigt zu werden.

Nun liegt es aber einmal in der schwachen Menschennatur, gerade wenn es darauf ankommt, nicht das Richtige zu treffen. Während Meister Antifer die Vorübergehenden musterte, bemerkte er nämlich nicht, daß ihm schon seit zwanzig Minuten ein gewisser Jemand nachfolgte,

der seine Aufmerksamkeit wohl hätte
erwecken müssen.

Es war das ein Fremder mit rothem Fez
nebst schwarzer Troddel auf dem Haupte,
gehüllt in einen langen einreihigen, bis zum
Hals hinaufreichenden Rock und bekleidet
mit weiter Pluderhose, die auf die breiten
Schuhe – eigentlich Babuschen – herabfiel.
Zu jung war der Mann gerade nicht ... so
gegen sechzig bis fünfundsechzig Jahre,
dazu etwas gekrümmt in der Haltung,
während er die knöchigen Hände auf der
Brust liegen hatte. Mochte dieses
Männchen nun der erwartete Levantiner
sein oder nicht, jedenfalls kam er
unzweifelhaft aus den Ländern, die das
östliche Mittelmeer bespült ... es war also
ein Aegypter, ein Armenier, ein Syrier, ein
Ottomane oder dergleichen.

Kurz, der Fremde folgte dem Meister
Antifer zögernden Schrittes und schien jetzt
an ihn herantreten, dann wieder, aus Furcht,
einen Irrthum zu begehen, mehr
Zurückbleiben zu wollen. Am Ende des

Quais beschleunigte er seinen Schritt, überholte den Malonin und kehrte dann so plötzlich wieder um, daß beide Massen aneinander prallten.

»Zum Teufel mit dem Tölpel! ...« rief Meister Antifer aufbrausend.

Dann rieb er sich die Augen, überspannte diese in Stirnhöhe als Schirm mit der Hand und stieß – wie Kugeln aus einem Revolver – die Worte hervor:

»Hm ... Ah? ... Oho? ... Er? ... Sollte er's sein? ... Ganz bestimmt, das ist der Abgesandte des doppelten K ...«

Wenn es der besagte Abgesandte war, muß man zugeben, daß er nicht ganz danach aussah mit dem bartlosen Gesicht, den runzligen Wangen, der spitzen Nase, den abstehenden Ohren, dünnen Lippen und unsteten Augen, mit dem Teint einer alten, überreifen Citrone – kurz, mit einer Erscheinung, die bei der aus dem winzigen

Antlitz leuchtenden Arglist kein besonderes Vertrauen einzuflößen vermochte.

»Hab' ich nicht die Ehre, Herrn Antifer – wie mir ein gefälliger Matrose sagte, vor mir zu sehen? fragte er in gebrochener Sprache, die indeß, selbst für einen Bretonen, vollkommen verständlich war.

– Antifer Pierre-Servan-Malo! lautete die Antwort. Und Sie? ...

– Ben Omar.

– Ein Aegypter? ...

– Und Notar aus Alexandrien, der eben im Hôtel de l'Union, Poisonneriestraße, abgestiegen ist.«

Ein Notar mit Amtssiegel! Offenbar sahen die Notare im Morgenlande anders aus als die Herren bei uns, die ohne weißes Halstuch, schwarze Kleidung und goldne Brille nicht denkbar sind. Es war ja schon erstaunlich genug, daß es unter den

Unterthanen der Pharaonen überhaupt
offizielle Notare gab.

Meister Antifer zweifelte gar nicht mehr,
den geheimnißvollen Boten, den
Ueberbringer der berühmten Länge, den
seit zwanzig Jahren durch den Brief
Kamylk-Paschas angekündeten Messias vor
sich zu haben. Statt, wie man fürchten
könnte, diesen Ben Omar mit Fragen zu
bestürmen, bewahrte er sich so viel
Selbstbeherrschung, ihn damit kommen zu
lassen, da die auf diesem Gesicht einer
lebenden Mumie ausgeprägte
Doppelzüngigkeit in ihm einen argen
Verdacht erweckte. Gildas Tregomain hätte
seinen hitzigen Freund niemals einer so
klugen Zurückhaltung für fähig gehalten.

»Nun, was wünschen Sie von mir, Herr Ben
Omar? fragte er, mit einem scharfen Blick
auf den Aegypter, der sich in Verlegenheit
hin und her wand.

– Einen Augenblick unter vier Augen, Herr
Antifer.

- Muß das bei mir zu Hause sein?
- Nein, es ist wünschenswerth, an einem Orte, wo uns niemand hören kann.
- Es handelt sich also um ein Geheimniß?
- Ja und nein, oder vielmehr um einen Handel ...«

Meister Antifer zitterte bei diesem Worte. Wenn dieser Kauz ihm seine Länge brachte, wollte er sie offenbar nicht gratis ausliefern, und doch erwähnte der mit dem doppelten κ signierte Brief keines Handels.

»Achtung am Steuer, dachte er für sich, laßt Euch den guten Wind nicht von der Hand gehen!«

Damit wandte er sich nach dem Fremdling und wies nach einer ganz verlassnen Stelle am Ausgang des Hafens.

»Kommen Sie mit dorthin, sagte er, dort werden wir allein genug sein, über geheime Angelegenheiten sprechen zu können. Doch

schnell, es ist so verteufelt kalt, daß es einem ins Gesicht schneidet!«

Sie brauchten nur zwanzig Schritte weit zu gehen. Auf den am Quai liegenden Fahrzeugen befand sich keine lebende Seele. Der dienstthuende Zollbeamte wandelte in der Entfernung einer halben Kabellänge von ihnen umher.

Sehr bald hatten Beide die einsame Ecke erreicht und ließen sich auf einem Maststumpf nieder.

»Paßt Ihnen die Oertlichkeit, Herr Ben Omar? fragte Pierre-Servan-Malo.

– Sehr gut ... o, sehr gut!

– Nun, so sprechen Sie sich frei von der Leber weg aus und nicht nach Art jener Sphinx, die sich ein Vergnügen daraus machen, der armen Welt Räthsel aufzugeben.

– Ich habe keine Hinterhalte, Herr Antifer, und werde ganz frei sprechen,« erwiderte Ben Omar, in einem Tone, der mit wirklicher Offenheit nicht viel Verwandtschaft zu haben schien.

Er hustete zweimal und begann darauf:

»Sie haben einen Vater gehabt? ...

– Ja, wie das bei uns zu Lande so Sitte ist. Nun, und?

– Ich habe gehört, daß dieser gestorben sei?

– Schon vor acht Jahren. Weiter? ...

– Er ist zur See gefahren? ...

– Jedenfalls, da er Seemann war. Nun, und ...?

– In welchen Meeren? ...

– In allen. Und? ...

– Nun ... da ist er wohl auch nach der Levante gekommen?

– Ins Morgenland wie ins Abendland. Nun?
...

– Hat er sich während seiner Reisen, fuhr der Notar fort, der in diesen kurzen Antworten noch keinen richtigen Anknüpfungspunkt fand, hat er sich da vor sechzig Jahren nicht auch an den Küsten Syriens befunden? ...

– Vielleicht ja ... vielleicht nein. Nun, und ...?«

Diese ewigen »Nun, und?« empfand Ben Omar wie Peitschenhiebe in die Seiten und sein Gesicht verzog sich dabei in der unglaublichsten Weise.

»Laviere nur, Männchen, immer laviere, so viel es Dir beliebt, dachte Meister Antifer. Brauchst nicht auf mich als Lootsen zu rechnen.«

Der Notar begriff, daß er mehr auf die Hauptsache zusteuern müsse.

»Haben Sie Kenntniß davon, fuhr er fort, daß Ihr Vater Gelegenheit gehabt hätte, jemand einen Dienst zu leisten ... einen sehr wichtigen Dienst ... gerade an der Küste von Syrien?

– Das ich nicht wüßte. Nun, und?

– Ah! stieß Ben Omar hervor, der über diese Antwort höchlichst erstaunt war. Und Sie wissen auch nicht, ob er je einen Brief von einem gewissen Kamyk-Pascha erhalten hat?

– Von einem Pascha?

– Ja.

– Mit wie vielen Roßschweifen?

– Darauf kommt nichts an, Herr Antifer. – Wichtig ist nur, ob Ihr Vater jemals einen Brief erhielt, der Mittheilungen von sehr, sehr großem Werthe enthielt?

- Davon weiß ich nichts. Nun, und? ...
- Haben Sie denn seine Papiere nicht durchgesehen? ... Es ist unmöglich, daß er diesen Brief vernichtet hätte ... Er enthielt, wie ich Ihnen wiederhole, eine Nachricht von höchster Wichtigkeit ...
- Für Sie, Herr Ben Omar? ...
- Auch für Sie, Herr Antifer, denn ... nun ja, gerade um diesen Brief zurückzuerhalten, bin ich hier ... den Brief, der den Gegenstand eines Handels bilden könnte ...«

Unserm Pierre-Servan-Malo war es nun vollständig klar, daß irgend welche Leute, deren Mandatar Ben Omar war, Kenntniß von der Längenangabe haben mußten, die ihm fehlte, um die Lage jener Millionen bestimmen zu können.

»Die Spitzbuben! knurrte er; die wollen mir mein Geheimniß entlocken, mir den Brief

abkaufen und nachher meinen Geldkasten ausgraben.«

Vielleicht hatte er damit nicht Unrecht.

Bei diesem Punkt ihres Zwiegesprächs vernahmen Meister Antifer und Ben Omar die Schritte eines Mannes, der von ihrer Seite herkommend um die Ecke des Quais in der Richtung nach dem Bahnhofe ging. Sie schwiegen, oder der Notar ließ wenigstens einen eben angefangenen Satz unvollendet. Man hätte auch glauben können, daß er auf genannten Vorüberkommenden einen Seitenblick warf und ein verneinendes Zeichen machte, wodurch jener unangenehm berührt wurde. Jedenfalls machte dieser ein Zeichen unerwarteter Enttäuschung und verschwand bald, indem er seinen Weg schleuniger fortsetzte.

Es war ein Fremder von etwa dreiunddreißig Jahren in ägyptischer Tracht, von braunem Teint, mit schwarzen blitzenden Augen, von übermittlerer Größe,

starkem Körperbau, entschlossenem Aussehen und einem wenig anziehenden, eher wilden Gesicht. Es schien, als ob er und der Notar bekannt wären, doch als ob sie das augenblicklich nicht merken lassen wollten.

Der Meister Antifer bemerkte indeß von diesem Zwischenfall – der ja nur in einem Blicke und einer Geste bestand – nichts, und er nahm das Gespräch wieder auf.

»Nun, mein Herr Ben Omar, sagte er, wollen Sie mir wohl erklären, warum Ihnen so viel an dem Besitz jenes Briefes liegt, warum Sie erfahren wollen, was er enthält, und das sogar um den Preis, ihn mir abzukaufen, wenn ich ihn gehabt hätte? ...

– Herr Antifer, antwortete der Notar ziemlich verlegenen Tones, ich habe einen gewissen Kamyk-Pascha zu meinen Clienten gerechnet. Mit Wahrnehmung seiner Interessen beauftragt ...

– Sie haben gerechnet, sagen Sie.

- Ja ... und als Mandatar seiner Erben ...
- Seiner Erben? rief Meister Antifer mit einem Ausdruck der Ueberraschung, die den Notar erstaunen machte. Er ist also todt? ...
- Ja, er ist todt.
- Achtung! murmelte Pierre-Servan-Malo, der seinen Kiesel zwischen den Zähnen knirschen ließ. Kamylik-Pascha ist todt ... Das ist zu beachten, und wenn sich jetzt etwas anzetteln sollte ...
- Also, Herr Antifer, fragte Ben Omar, ihn von der Seite ansehend. Sie haben diesen Brief also nicht?
- Nein.
- Das ist schade, denn die Erben Kamylik-Paschas, die alles zu sammeln wünschen, was ihnen das Andenken an ihren geliebten Verwandten wach halten könnte ...

– Ach so, es handelt sich nur um's
Andenken? ... Diese guten Herzen!

– Nur darum allein, Herr Antifer, und diese
guten Herzen, wie Sie selbst sagen, würden
sich nicht geweigert haben, Ihnen eine
anständige Summe dafür zu bieten, daß sie
wieder in Besitz jenes Briefes gelangten.

– So? ... Wie viel hätten die Leute denn
drangewendet?

– Das ist ja nun, da Sie den Brief nicht
haben, ganz belanglos.

– Einerlei ... sagen Sie es nur ...

– Nun, gewiß einige hundert Francs.

– Pah! ... Eine rechte Lappalie! rief Meister
Antifer.

– Vielleicht sogar einige tausend ...

– Na, ich will Ihnen etwas sagen, fiel
Meister Antifer ein, indem er Ben Omar an
den Schultern packte und ihm – mit großer

Lust, den verschmitzten Kerl ins Ohr zu beißen – die Worte zuraunte: Hören Sie, ich habe Ihren Brief! Ihren Brief mit dem doppelten κ darunter!

– Ja ... das Doppel- κ ! ... So pflegte mein Client stets zu unterzeichnen.

– Ich habe ihn ... Hab' ihn gelesen und wieder gelesen. Ich weiß auch, oder vermuthe es wenigstens, warum Ihnen am Besitz desselben so viel liegt ...

– Mein Herr ...

– Sie werden den Brief aber nicht bekommen!

– Sie verweigern seine Zurückgabe?

– Gewiß, alter Omar, wenn Sie mir ihn nicht abkaufen ...

– Für wieviel? fragte der Notar, der schon mit der Hand in die Tasche fuhr, um die Börse zu ziehen.

– Wie viel? ... Nun sagen wir: fünfzig Millionen Francs!«

Hei, da schnellte Ben Omar in die Höhe, während Meister Antifer ihn mit offenem Munde, zurückgezogenen Lippen und freistehenden Zähnen ansah, wie der Mann wohl Zeit seines Lebens noch nicht angesehen worden war.

Dann fuhr er trocken Tones, als ob er auf Deck einen Befehl ertheilte, fort:

»Sie nehmen ihn dafür oder lassen's bleiben, wie's beliebt!

– Fünfzig Millionen! wiederholte der Notar mit bebender Stimme.

– Feilschen Sie nicht, Herr Ben Omar! Ich sage Ihnen, Sie bekommen keine fünfzig Centimes Rabatt!

– Fünfzig Millionen?

– Das ist er unter Brüdern werth ... und zwar baar ... in Banknoten oder

meinetwegen in einem Check auf die Bank von Frankreich.«

Der Notar, der einen Augenblick ganz verblüfft gewesen war, kam allmählich wieder zu sich. Ohne Zweifel wußte dieser vermaledeite Seebär, welche Bedeutung der Brief für die Erben Kamyk-Paschas hatte. Er enthielt ja in der That die näheren Angaben zur Hebung des vergrabnen Schatzes. Der Anschlag, sich durch List in dessen Besitz zu bringen, war also gescheitert. Der Malouin war auf seiner Hut. Es blieb nichts andres übrig, als ihm jenen Brief oder vielmehr die Breitenangabe abzukaufen, die als Vervollständigung zu dem Längengrade gehörte, welche wieder Ben Omar anvertraut war.

Nun konnte die Frage entstehen, woher Ben Omar wußte, daß Meister Antifer der jetzige Inhaber des Briefes war, und ob er, der alte Rechtsbeistand des alten Aegypters, in Ausführung des letzten Willens Kamyk-Paschas wirklich beauftragt war, die vor

langer Zeit in Aussicht gestellte
Längenangabe zu überbringen. Das wird
aus dem Folgenden bald klar werden.

Welcher Beweggrund Ben Omar auch leiten
mochte, ob er nur auf Anregung der
natürlichen Erben des Verstorbenen
handelte oder nicht, jedenfalls sah er ein,
daß jener Brief nur gegen schweres Geld
zurückgegeben werden würde. Doch
fünfzig Millionen! ...

Er begnügte sich also eine süßlich pffiffige
Miene anzunehmen.

»Sie sagten, glaub ich, fünfzig Millionen,
Herr Antifer?

– Ganz richtig.

– O, das ist wirklich das lustigste Ding von
der Welt, das mir je vorgekommen ist.

– Herr Ben Omar, wollen Sie vielleicht
etwas hören, was noch weit lustiger klingt?

– Recht gern.

– Nun, Sie sind ein alter Filou, ein alter
ägyptischer Spitzbube, ein altes Nilkrokodil

...

– Mein Herr! ...

– Nun, s'ist schon gut! ... Sie versuchten im
trüben Wasser zu fischen und wollten mir
mein Geheimniß entlocken, statt mir das
Ihrige mitzutheilen, zu welchem Zwecke
Sie jedenfalls hierhergeschickt wurden.

– Sie könnten annehmen? ...

– Ich nehme nur an, was in der That so ist.

– Nein, was Sie sich nur einbilden.

– Genug, abscheulicher Betrüger!

– Mein Herr ...

– Ich nehme das Wort abscheulich zurück!
Soll ich Ihnen auch sagen, was Ihnen von
meinem Briefe vor allem am Herzen liegt?«

Der Notar spannte schon darauf, daß Pierre-Servan-Malo sich bei Vollendung dieses Satzes verrathen würde. Jedenfalls blitzten seine Augen wie ein paar Karfunkelsteine auf.

Doch nein, so aufgebracht der Malouin auch war, so daß sein Gesicht purpurroth glühte, er wußte sich davor zu hüten, denn er sagte nur:

»Ja wohl, was Ihnen am Herzen liegt, alter Omar, schlauer Fuchs, das sind nicht die paar Worte über den Dienst, den mein Vater dem Herrn, der sich mit einem doppelten κ unterschrieb, geleistet hat ... nein, da sind vier Ziffern darin ... verstehen Sie mich? ... Jene vier Ziffern ...

– Vier Ziffern? murmelte Ben Omar.

– Natürlich ... die vier Ziffern, die er enthält und die Sie anders als für zwölftehalb Millionen jede nicht erfahren. Doch, darüber haben wir nun genug geschwatz. Gute Nacht!«

Damit stopfte Meister Antifer die Hände in die Taschen und wandte sich weg, indem er sein Lieblingslied pfiiff, dessen Ursprung keine Menschenseele kannte und das schon mehr einem Hundegebell, als einer Melodie von Auber ähnelte.

Ganz versteinert blieb Ben Omar wie eine Granitsäule oder ein Meilenstein auf der Stelle stehen. Er, der darauf gerechnet hatte, mit dieser Sorte von Matrosen wie mit einem beschränkten Fellah fertig zu werden – und Mohamed weiß, daß er diese armen Bauersleute tüchtig gerupft hatte, wenn ihr Unstern sie in seine Hände lieferte.

Mit verdutztem Blicke sah er den Malouin schweren Trittess dahingehen, sich in den Hüften wiegen und bald die eine, bald die andre Schulter emporschieben, wozu der Mann gestikulierte, als hätte er seinen Freund Tregomain vor sich, dem er eben in gewohnter Weise seine Meinung sagte.

Plötzlich blieb Meister Antifer noch einmal stehen. War er auf ein Hinderniß getroffen?

Ja! ... Das Hinderniß bestand in einem Gedanken, der ihm durch den Kopf flog. Es handelte sich um ein Vergessen, das mit wenigen Worten wieder gut gemacht werden konnte.

So wandte er sich also an den Notar zurück, der noch immer dastand wie die reizende Daphne, als sie zum großen Leidwesen Apollos in einen Lorbeerbaum verwandelt worden war.

»Herr Ben Omar? begann er.

– Was steht zu Ihren Diensten?

– Ich habe noch etwas vergessen, was ich Ihnen ins Ohr flüstern wollte.

– Und das wäre? ...

– Ja, die Nummer ...

– Aha, die Nummer? wiederholte Ben Omar.

– Jawohl, die Straßenummer meines Hauses ... Drei, Rue des Hautes-Salles. Sie müssen doch meine Adresse kennen, und Sie können sich des freundlichsten Empfanges versichert halten, wenn Sie mich aufsuchen ...

– Wenn ich Sie aufsuche ...

– Natürlich mit den fünfzig Millionen in der Tasche!«

Jetzt ging Meister Antifer wirklich seines Wegs, während der Notar fast zusammensank und Allah und seinen Propheten um Hilfe anflehte.

VII.

Worin eine andere, wenig anziehende Persönlichkeit, Namens Nazim, ihren Zorn über Ben Omar ausgießt.

In der Nacht vom 9. zum 10. Februar wären die Reisenden im Hôtel de l'Union, die die Zimmer nach dem Platz Jacques-Coeur inne hatten, gewiß aus dem tiefsten Schlafe geweckt worden, wenn die Thür des Zimmers Nummer 17 nicht hermetisch geschlossen und mit einem Polsterbelag versehen gewesen wäre, der es verhinderte, daß ein Geräusch von innen nach außen dringen konnte.

Hier thaten nämlich zwei Männer, oder wenigstens einer derselben, ihrem Unmuth keinen Zwang an, sie sprachen sehr laut, fluchten und stießen Drohungen aus, wie sie nur der ärgste Zorn eingeben kann. Der zweite suchte den ersten zwar zu beruhigen,

doch das wollte ihm, so viel Mühe er sich darum auch gab, nicht recht gelingen.

Uebrigens hätte wahrscheinlich niemand von diesem Zwiegespräch etwas verstanden, denn es wurde in türkischer Sprache geführt, die ja im Abendlande nicht viel bekannt ist. Von Zeit zu Zeit fielen dazu freilich auch einzelne französische Worte, ein Beweis, daß die beiden Streitenden recht wohl sich in der hiesigen Landessprache hätten ausdrücken können.

Im Kamin loderte ein lustiges Feuer, und eine, auf einem Tischchen stehende Lampe beleuchtete verschiedene Papiere, die unter einem großen abgenützten Portefeuille halb versteckt lagen.

Der eine der Männer war Ben Omar – mit getäuschem Gesicht und gesenkten Augen stierte er in die Flammen des Kamins, die weniger Gluth ausstrahlten, als die Augen seines Gefährten.

Dieser war die exotische Persönlichkeit mit wildem Ausdruck und unruhiger Haltung, der der Notar ein unbemerkbares Zeichen gemacht hatte, als Meister Antifer und er am Ende des Hafens miteinander sprachen.

Und dieser Mann wiederholte zum zwanzigsten Male:

»Du hast also keinen Erfolg gehabt? ...

– Leider, Excellenz, doch Allah ist mein Zeuge ...

– Ich brauche kein Zeugniß, weder von Allah noch von sonst jemand! Es ist Thatsache, daß Dein Versuch gescheitert ist.

– Zu meinem größten Bedauern.

– Der Malouin, den der Teufel rösten möge ... (diese Worte wurden französisch gesprochen) hat es abgeschlagen, Dir den Brief auszuliefern?

– Ja, ganz bestimmt.

- Oder ihn Dir zu verkaufen? ...
- Dazu war er bereit.
- Und Du hast ihn nicht gekauft, Unseliger?
... Er ist nicht in Deinen Händen, und Du trittst mir hier entgegen, ohne ihn mitzubringen?
- Wissen Sie, was er dafür forderte, Excellenz?
- Nun, was liegt daran?
- Fünzig Millionen Francs!
- Fünzig Millionen ...«

Und wieder flogen die Verwünschungen aus dem Munde des Aegypters wie die Kanonenkugeln einer Fregatte, die von beiden Seiten zugleich feuert. Dann – während er seine Kanonen von neuem lud – fuhr er fort:

»Der Seebär weiß also, Du Schwachkopf von einem Notar, welche Bedeutung diese

Geschichte für ihn haben kann?

– Er mag es wohl vermuthen.

– Möge ihn Mahomed erwürgen ... und
Dich dazu! schrie der zornsprühende Mann,
der mit schnellen Schritten im Zimmer auf
und ab ging, oder vielmehr, was Dich
angeht, werd' ich ihm die Mühe abnehmen,
denn ich mache Dich verantwortlich für
alles Unglück, das aus der Geschichte
entsteht.

– Und doch ist es mein Fehler nicht,
Excellenz! ... Ich war in die Geheimnisse
Kamylk-Paschas nicht genügend
eingeweiht.

– Du hättest sie aber kennen, hättest sie ihm
entreißen müssen, während er noch lebte,
Du, als sein Notar, konntest und mußtest es
können!»

Wiederum spien die Stückpforten ganze
Breitenlagen von Flüchen hervor.

Dieser schreckliche Mann war niemand anders als Saouk, der Sohn Murads, jenes Vetters von Kamyk-Pascha. Er zählte jetzt dreiunddreißig Jahre. Nach dem Ableben seines Vaters der einzige Erbe seines reichen Verwandten, wäre ihm dessen ungeheures Vermögen zugefallen, wenn dieses seinen habgierigen Händen nicht entzogen gewesen wäre. Der Leser weiß, warum und unter welchen Verhältnissen das geschah.

Wir erzählen hier – nur ganz kurz – die Ereignisse seit der Zeit, wo Kamyk-Pascha Aleppo verlassen hatte und seine Schätze mitnahm, um diese in den Eingeweiden eines unbekannten Felsens zu verbergen.

Einige Zeit nachher, im October 1831, hatte Ibrahim mit zweiundzwanzig Kriegsschiffen, die dreißigtausend Mann Truppen brachten, Gazza, Jaffa und Caiffa erobert, und auch Saint Jean d'Acre war im folgenden Jahre am 27. März in seine Hände gefallen.

Es schien also, als ob Palästina und Syrien der Herrschaft der Hohen Pforte endgiltig entrissen werden sollten, als die Einmischung der europäischen Mächte den Sohn Mehemet Ali's in seinem Siegeszuge aufhielt. Im Jahre 1833 wurde den beiden Gegnern, dem Sultan und dem Vicekönig, der Vertrag von Kataye aufgenöthigt, nach dem die Sachen im *Status quo ante* blieben.

Zum Glück für seine Sicherheit hatte Kamyk-Pascha während dieser unruhigen Zeit seine Schätze in der mit dem Doppel- κ bezeichneten Grube verborgen und seine Fahrten weiter fortgesetzt. Wohin ihn seine Brigg-Goëlette unter dem Commando des Kapitän Zo führte, welche nahe oder entfernte Länder und Meere er berührte, das hätte außer seinem Kapitän und ihm kein Mensch zu sagen gewußt, denn bekanntlich kam niemand von der Besatzung je ans Land und die Matrosen wußten niemals, nach welcher Himmelsgegend die Laune ihres Herrn sie geführt hatte.

Nach diesen erfolgreichen Irrfahrten beging Kamyk-Pascha jedoch die Unklugheit, nach der Levante zurückzukehren. Der Friede von Kataye hatte dem ehrgeizigen Vormarsche Ibrahim's Halt geboten, der Norden von Syrien war dem Sultan wieder unterthan, und der reiche Aegypter glaubte deshalb, ohne Gefahr nach Aleppo heimkehren zu können.

Da wollte es das Unglück, daß sein Schiff – es war im Jahre 1814 – durch stürmisches Wetter bis in die Nähe von Saint Jean d'Acre verschlagen wurde. Noch immer in offensiver Haltung, kreuzte die Flotte Ibrahim's hier an der Küste, und auf einem der Schiffe befand sich gerade Murad, der von Mehemet Ali mit einer officiellen Mission betraut worden war.

Die Brigg-Goëlette führte die türkische Flagge am Top. Ob man nun wußte oder nicht, daß diese Kamyk-Pascha gehörte, jedenfalls wurde das Schiff verfolgt, geentert und – nicht ohne vorher muthig vertheidigt worden zu sein – besetzt. Dabei

kam dessen Mannschaft ums Leben, die Brigg selbst wurde zerstört und deren Eigenthümer, sowie der Kapitän, gefangen genommen.

Murad erkannte Kamylik-Pascha sofort wieder, und damit hatte dieser seine Freiheit für immer verloren. Einige Wochen später warf man ihn und den Kapitän, die ganz geheim nach Aegypten gebracht worden waren, im Fort von Kairo ins Gefängniß.

Auch wenn es ihm gelungen wäre, sein Haus in Aleppo zu erreichen, hätte Kamylik-Pascha dort schwerlich die gewünschte Sicherheit gefunden. Der Theil von Asien, der vorläufig unter ägyptischer Verwaltung stand, seufzte schwer unter diesem verhaßten Joche. Das dauerte bis 1839, wo die Ausschreitungen der Beamten Ibrahim's so unleidlich geworden waren, daß der Sultan die ihm früher abgenöthigten Concessionen zurückzog. Das veranlaßt einen neuen Feldzug Mehemet Ali's, dessen Truppen den Sieg von Nezib davontrugen.

Mahmud sah sich hierdurch selbst in der Hauptstadt der Europäischen Türkei bedroht. Jetzt schritten England, Preußen und Oesterreich zu Gunsten der Pforte ein, und setzten dem Sieger einen Damm entgegen, sicherten ihm jedoch den Besitz Aegyptens und überließen ihm die Verwaltung Asiens vom Rothen Meere an bis zum Tiberiassee im Norden und vom Mittelländischen Meere bis zum Jordan, das heißt ganz Palästina diesseits dieses Stromes.

Der siegestrunkne Vicekönig, der an die Unüberwindlichkeit seiner Soldaten glaubte und vielleicht von der französischen Diplomatie auf Anregung Thiers' aufgestachelt wurde, lehnte das Angebot der verbündeten Mächte ab. Jetzt traten indeß deren Flotten in die Action ein. Der Commodore Napier bemächtigte sich im September 1840 der Stadt Beyrut trotz der Vertheidigung derselben durch Oberst Selves, der Soleyman Pascha geworden war. Sidon ergab sich am 25. desselben Monats und Saint Jean d'Acre capitulierte

nach heftiger Beschießung und nachdem sein Pulvermagazin in die Luft geflogen war. Mehemet Ali mußte nachgeben. Er ließ seinen Sohn Ibrahim zurückkehren und ganz Asien kam damit wieder unter die Oberhoheit des Sultan Mahmud.

Kamylk-Pascha hatte sich also zu sehr beeilt, nach dem von ihm bevorzugten Land zurückzukehren, wo er einst sein vielfach beunruhigtes Leben zu beschließen gehofft hatte. Hierher wollte er seine Schätze zurückbringen, einen Theil zur Begleichung seiner Schuld der Dankbarkeit verwenden, einer Schuld, die von denen, die ihm einst das Leben gerettet hatten, gewiß längst vergessen war. Jetzt hatte man ihn nun in Kairo eingekerkert, wo sein Leben der Gnade oder Ungnade unversöhnlicher Feinde preisgegeben war.

Kamylk-Pascha sah ein, daß er verloren sei. Der Gedanke, seine Freiheit durch das Opfer seines Vermögens zu erkaufen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Die Energie seines Charakters ging sogar so weit, seinen

Kopf eher noch mehr aufzusetzen, eine Hartnäckigkeit, die sich nur aus dem Fanatismus des Ottomanen erklären läßt.

Die Jahre, die er im Gefängniß von Kairo schmachtete, waren freilich sehr hart, dazu hatte man ihn auch vom Kapitän Zo getrennt, auf dessen Discretion er jedoch unerschüttert baute. Durch die Gefälligkeit eines Wärters gelang es ihm endlich, im Jahre 1842, einige Briefe an verschiedene Personen abgehen zu lassen, mit denen er irgendwie in Verbindung stand – unter anderen auch einen an Thomas Antifer in Saint Malo – gleichzeitig ging ein Päckchen mit seinem Testamente an Ben Omar, der früher in Alexandrien sein Rechtsbeistand gewesen war.

Seit 1845, wo der Kapitän Zo verschied, war Kamylik-Pascha nun noch der Einzige, der die Lage des Eilandes kannte, das seine Schätze barg. Seine Gesundheit fing jetzt aber an zu leiden, und die strenge Haft konnte nur dazu beitragen, ein Leben abzukürzen, das sonst gewiß noch eine

lange Dauer versprochen hätte. Im Jahre 1852 nach achtzehnjährigem Kerker starb er endlich, vergessen von denen, die ihn gekannt hatten, im zweiundsechzigsten Lebensjahre, doch ohne daß weder Drohungen noch grausame Behandlung ihm sein Geheimniß hatten entreißen können.

Im nächsten Jahre folgte ihm sein unwürdiger Vetter in das Grab nach, ohne von dem ungeheuren Reichthum etwas genossen zu haben, nach dem er verlangte und um deswillen er selbst ein Verbrechen nicht gescheut hatte.

Murad hinterließ aber einen Sohn, jenen Saouk, der die schlechten Eigenschaften seines Vaters alle geerbt hatte. Trotz seiner dreiundzwanzig Jahre hatte er doch schon ein recht wildes schamloses Leben hinter sich, denn er gehörte den politischen Banditen an, die damals Aegypten durchstreiften. Als einziger Erbe Kamylik-Paschas wäre dessen Vermögen nun an ihn gekommen, wenn jener es seiner Habsucht nicht zu entziehen gewußt hätte. Seine

Wuth kannte deshalb auch gar keine Grenzen, als mit dem Tode Kamyk-Paschas – seiner Meinung nach – auch jeder Anhaltspunkt dafür verschwunden war, wo sich die ungeheuren Schätze seines Onkels befinden möchten.

So verliefen zehn Jahre, und Saouk hatte bereits darauf verzichtet, je zu erfahren, was aus der ihm entgangnen Erbschaft geworden sei.

Wie erstaunte er aber, als ihm mitten in seinem Abenteuerleben eine Nachricht zukam – eine Nachricht freilich, die ihn wieder in zahllose unerwartete Abenteuer verwickeln sollte.

In den ersten Tagen des Jahres 1862 erhielt Saouk nämlich einen Brief mit der Aufforderung, sich im Bureau des Notars Ben Omar wegen einer wichtigen Angelegenheit einzufinden.

Saouk kannte diesen Notar als ein furchtsames Männchen, mit dem ein

entschlossener Charakter alles mußte anfangen können, was ihm beliebte. Er begab sich also nach Alexandrien und fragte Ben Omar sehr brutal, mit welchem Rechte er sich erlaubt habe, ihn nach seinem Bureau zu verlangen.

Ben Omar empfing seinen Clienten, den er zu allem fähig wußte, mit tiefster Ehrerbietung, versah er sich's doch, womöglich gleich von dem Raufbolde erwürgt zu werden. Er entschuldigte sich wegen der ihm verursachten Störung und erklärte mit verbindlicher Stimme:

»Ist es nicht der einzige Erbe Kamyk-Paschas, an den ich mich in Ihrer werthen Person gewendet habe?

– Natürlich der einzige Erbe, rief Saouk, da ich der leibliche Sohn Murad's bin, der der Vetter des Erblassers war.

– Wissen Sie bestimmt, daß es nicht noch einen andern erbberechtigten Verwandten Ihres seligen Onkels giebt?

– Keinen Menschen. Kamylik-Pascha hatte keinen andern Menschen als mich. Es fragt sich nur, wo ist die Erbschaft?

– Hier ... zur gefälligen Verfügung Eurer Excellenz.«

Saouk ergriff das versiegelte Packetchen, das ihm der Notar hinhielt.

»Was enthält dieses Papier? fragte er.

– Das ist das Testament Kamylik-Paschas.

– Und wie kommt das in Deine Hände? ...

– Er hat es mir mehrere Jahre nach seiner Gefangensetzung im Fort Kairo zugehen lassen.

– Wann war das?

– O, schon vor zwanzig Jahren.

– Vor zwanzig Jahren! rief Saouk. Jetzt ist er bereits seit zehn Jahren todt ... und Du hast gewartet ...

– Lesen Sie selbst, Excellenz.«

Saouk las eine Bemerkung auf dem Umschlag des Packetes. Danach war bestimmt, daß das Testament nicht früher als zehn Jahre nach dem Ableben des Testators eröffnet werden dürfe.

»Kamylk-Pascha starb im Jahre 1852, sagte der Notar, jetzt schreiben wir 1862, und da hab' ich mir gestattet, Euer Excellenz einzuladen ...

– Verdammtter Formelkrämer! stieß Saouk hervor. Schon seit zehn Jahren müßt' ich im Besitz meines Eigenthums sein ...

– Vorausgesetzt, daß Kamylk-Pascha Sie als Erben eingesetzt hat, bemerkte der Notar.

– Ob er mich dazu eingesetzt hat? ... Wem denn sonst? ... Das werd' ich sofort wissen ...«

Schon wollte er die Siegel erbrechen, als Ben Omar ihn mit den Worten zurückhielt:

»In Ihrem eigenen Interesse, Excellenz, ist es besser, die Sache nach gesetzlicher Vorschrift in Gegenwart von Zeugen zu erledigen ...«

Damit öffnete Ben Omar schon die Thür und ließ zwei Kaufleute aus der Nachbarschaft eintreten, um der Testamentseröffnung beizuwohnen.

Die beiden Herren konnten bestätigen, daß das Packet unverletzt war, und darauf wurde es geöffnet.

Das Testament erhielt nur gegen dreißig Zeilen in französischer Sprache mit folgendem Tenor:

»Ich ernenne zu meinem Testamentsvollstrecker den Notar Ben Omar in Alexandrien, dem eine Entschädigung von ein Procent meines in Gold, Diamanten und andern Edelsteinen bestehenden Vermögens zukommen soll.

Der Werth meiner Nachlassenschaft beläuft sich etwa auf hundert Millionen Francs. Im Monat September 1831 sind die drei Fässer, die obigen Schatz enthalten, an der Spitze eines gewissen Eilandes vergraben worden. Die Lage dieses Eilandes wird sich leicht bestimmen lassen, wenn man die Länge von vierundfünfzig Grad siebenundfünfzig Minuten östlich von Paris mit der Breite kombiniert, die im Jahre 1842 einem gewissen Thomas Antifer in Saint Malo, Frankreich, heimlich mitgetheilt worden ist.

Ben Omar wird diese Längenangabe genannten Thomas Antifer persönlich übermitteln oder, im Falle, daß dieser bereits gestorben wäre, seinem nächsten Erbberechtigten davon Mittheilungen machen. Es wird ihm ferner hiermit aufgetragen, genannten Erben bei seinen Nachforschungen zu begleiten, bis der vergrabne Schatz gehoben ist, dessen genaue Stelle am Fuße eines Felsens von mir selbst durch ein Doppel- κ bezeichnet wurde.

Unter Ausschluß meines unwürdigen Veters Murad und seines ebenso unwürdigen Sohnes Saouk, wird Ben Omar sich beeilen, mit Thomas Antifer oder dessen direkten Nachkommen in Verbindung zu treten und im übrigen nach den Anordnungen zu verfahren, die sich bei Gelegenheit jener Nachgrabungen finden werden.

Das ist mein Wille, und ich erwarte, daß derselbe nach allen Seiten gewissenhaft beachtet werde.

Geschrieben am 9. Februar 1842 im Gefängniß zu Kairo mit meiner eignen Hand.

Kamylk-Pascha.«

Wir brauchen wohl nicht auszumalen, wie Saouk dieses merkwürdige Testament aufnahm, und wie befriedigt Ben Omar über einen Auftrag schmunzelte, der ihm

von der Summe, um die es sich handelte, ein Procent, das heißt, eine Million einbrachte, die von der Erbschaft für ihn abgesetzt werden sollte. Freilich mußte der Schatz erst gefunden werden, und das war nur möglich nach Bestimmung der Lage jenes Eilandes, indem man die im Testamente angegebene Länge mit der Breite verband, welche wieder Thomas Antifer ganz allein kannte.

Saouk's Plan war schnell gefaßt, und unter den furchtbarsten Drohungen mußte Ben Omar sich zum Teilnehmer desselben hergeben. Eine schleunigst eingezogene Erkundigung belehrte sie, daß Thomas Antifer 1854 mit Tode abgegangen sei und einen einzigen Sohn hinterlassen habe. Nun galt es also, diesen Sohn Pierre-Servan-Malo aufzusuchen, geschickt an's Werk zu gehen, um ihm das Geheimniß der seinem Vater bekannt gegebenen Breite zu entlocken, und dann Besitz von der ungeheuren Erbschaft zu nehmen, von der Ben Omar vorher seine Provision abziehen mochte.

Saouk und der Notar ließen nun keinen Tag verstreichen. Von Alexandrien aus dampften sie nach Marseille, benützten hier den Schnellzug nach Paris, dann den nach der Bretagne und waren an eben diesem Tage in Saint Malo eingetroffen.

Weder Saouk noch Ben Omar zweifelten einen Augenblick daran, daß sie den Brief, der die kostbare Breitenangabe enthielt, bekommen würden. Der Malouin kannte wahrscheinlich gar nicht die Bedeutung der Sache, und schlimmsten Falls wollten sie ihm das Schriftstück abkaufen.

Der Leser weiß, wie das verlief; unerklärlich ist es wohl auch, daß Seine Excellenz darüber höchst ungehalten und in ungerechtfertigtem Zorn nicht abzuhalten war, den armen Ben Omar für diesen Mißerfolg verantwortlich zu machen.

Daher jene hitzigen Auftritte im Hotelzimmer, aus dem der unglückliche Notar gar nicht mehr lebend fortzukommen fürchtete.

»Ja, ja, wiederholte Saouk, Deine Ungeschicklichkeit ist es, die all' dieses Unheil verschuldet hat! ... Du hast die Sache falsch angefangen! Hast Dir von dem Kerle, einem simplen Matrosen, eine Nase drehen lassen ... Vergiß aber nicht, was ich Dir sage: Wehe über Dich, wenn die Millionen Kamyk-Paschas mir verloren gehen!

– Ich schwöre Ihnen, Excellenz ...

– Ach was da ... ich ... ich schwöre Dir, wenn ich mein Ziel nicht erreiche, wirst Du mir's und zwar theuer bezahlen!«

Ben Omar wußte nur zu gut, daß Saouk der Mann dazu war, wenigstens in solchen Dingen Wort zu halten.

»Sie glauben vielleicht, Excellenz, stammelte er in der Absicht, den Wütherich zu besänftigen, daß jener Seemann ein armer Teufel wäre, so einer jener erbärmlichen Fellahs, die sich eben so

leicht übertölpeln wie in Angst setzen lassen ...

– Das gilt mir gleich!

– Nein! das ist ein hitziger, schrecklicher Mann, der nichts hören will ...«

Er hätte hinzufügen können: Ein Mann Ihres Schlages«, hütete sich aber vor einem solchen Zusatze.

»Ich meine also, es ist besser zu verzichten ...«

Kaum wagte der Aermste seinen Gedanken völlig auszusprechen.

»Verzichten! schrie Saouk auf, der mit der Hand auf den Tisch schlug, daß die Lampe tanzte und deren Glocke zersprang ... verzichten auf hundert Millionen? ...

– Nein ... nein ... Excellenz, beeilte sich Ben Omar zu erklären, so war es nicht gemeint, nur darauf eingehen, diesem

Bretonen die Länge mitzutheilen, wozu das Testament mich ja verpflichtet« ...

– Damit er den Vortheil davon hat,
Schwachkopf, und sich aufmacht, die
Millionen auszuscharren!«

Der Zorn ist ja allemal ein schlechter
Rathgeber. Auch Saouk, dem es weder an
Intelligenz, noch an Schlaueit mangelte,
sah das schließlich selbst ein.

Er beruhigte sich, soweit das möglich war,
und überlegte den Vorschlag, den Ben
Omar eben gemacht hatte.

Bei dem Charakter des Malouin lag es auf
der Hand, daß von ihm durch List nichts zu
erlangen war, hier mußte man noch
geschickter vorzugehen versuchen.

So wurde denn zwischen Seiner Excellenz
und dessen ergebenen Diener, der ihm wohl
oder übel zu Willen sein mußte, folgender
Plan geschmiedet: am nächsten Tage
wollten sie sich noch einmal zu Meister

Antifer begeben, ihm die geographische Länge des Eilandes, wie sie das Testament angab, mittheilen, dabei aber auch deren Breite zu erfahren suchen. Dann beabsichtigte Saouk, dem Franzosen zuvorzukommen, ehe dieser die Hand auf jene Schätze legen konnte. Erwies sich das als unausführbar, so würde er Mittel finden, den Meister Antifer bei seinen Nachforschungen zu begleiten und dann versuchen, sich der Millionen zu bemächtigen.

Lag das betreffende Eiland, was ja anzunehmen war, in weiter Ferne, so vermehrte das die Aussicht auf Erfolgs und die Sache versprach zu Gunsten Saouk's auszugehen.

Als sich die Beiden hierüber klar waren, fügte Saouk hinzu:

»Ich verlasse mich auf Dich, Ben Omar, und empfehle Dir, die Sache geschickt einzufädeln ... sonst ...

– Excellenz, Sie dürfen ruhig sein, doch sie versprechen mir, daß ich meine Prämie unverkürzt erhalte ...

– Ja, weil sie Dir nach dem Wortlaute einmal zukommt ... doch unter der Bedingung, daß Du den Meister Antifer während seiner Fahrt nicht einen Augenblick verläßt!

– Ich werde stets bei ihm sein!

– Und ich ebenfalls! ... Ich begleite Dich!

– Doch in welcher Eigenschaft? ... Unter welchem Namen?

– O, als erster Gehilfe des Notar Ben Omar und unter dem Namen Nazim.

– Sie ... Sie wollten wirklich? ...«

Und dieses »Sie« wurde mit einer so verzweifelten Stimme hervorgestoßen, daß man daraus erkannte, daß der unglückliche Ben Omar für die nächste Zukunft das Schlimmste erwartete.

VIII.

Worin der Leser einem Quartett ohne Musik beiwohnt, an dem auch Gildas Tregomain theilnimmt.

Vor der Thür seines Hauses angelangt, öffnete Meister Antifer dieselbe und begab sich nach dem Eßzimmer. Hier setzte er sich an den Kamin und wärmte seine Füße, ohne ein Wort zu sprechen.

Enogate und Juhel plauderten in der Nähe des Fensters; er bemerkte sie gar nicht. Nanon war in der Küche noch mit dem Essen beschäftigt; heute fragte er nicht, wie es seine Gewohnheit sonst war, zehnmal, »ob sie denn bald fertig wäre?«

Pierre-Servan-Malo war offenbar mit seinen Gedanken beschäftigt. Seinen Angehörigen durfte er ja nicht wohl mittheilen, was aus seinem

Zusammentreffen mit Ben Omar, dem
Notar Kamylyk-Paschas, geworden war.

Auch während des Abendessens blieb der
sonst so geschwätzige Meister Antifer
stumm wie ein Fisch. Er vergaß sogar von
allen Gerichten zuzulangen und blieb nur
länger mit dem Nachtsch beschäftigt,
indem er ganz maschinenmäßig einige
Dutzend Strandschnecken verzehrte, die er
mittels einer langen Nadel mit kupfernem
Kopfe aus ihren grünlichen Schalen
angelte.

Juhel sprach ihn mehrmals an; er antwortete
nicht.

Enogate fragte, was ihm fehle; er schien sie
gar nicht zu hören.

»Aber, Bruder, was hast Du denn nur? ...
sagte Nanon, als er schon aufstand, um
nach seinem Stübchen zu gehen.

– Ach, mich schmerzt ein Weisheitszahn,
das ist alles!« antwortete er.

Da dachte jeder im Stillen, zu frühzeitig sei es gerade nicht, ihn auf seine alten Tage endlich »weise« zu machen.

Ohne seine Pfeife anzuzünden, die er sonst den lieben langen Tag über auf dem Walle zu rauchen liebte, stieg er die Treppe hinan und sagte den Seinigen nicht einmal Gute Nacht.

»Dem Onkel steckt etwas im Kopfe! bemerkte Enogate.

– Was könnte er denn wieder haben? murmelte Nanon, den Tisch abräumend.

– Wir werden wohl den Herrn Tregomain holen müssen,« meinte Juhel.

In der That fühlte sich Meister Antifer jetzt mehr gepeinigt und von Unruhe verzehrt, als je vorher in seinem Leben, seit er jenen unentbehrlichen Boten erwartete. Er quälte sich mit der Frage ab, ob er wohl bei seinem Gespräche mit Ben Omar die nöthige Geistesgegenwart und Schlauheit

bewahrt habe. Vielleicht wäre es doch thöricht gewesen, so kategorisch aufzutreten, den Mann zu hänseln, statt ihn gefügig zu machen und die Hauptpunkte der Angelegenheit in Ruh' und Frieden zu besprechen. Auch daß er jenen einen Spitzbuben, einen Schelm, ein Krokodil genannt und mit ähnlichen liebenswürdigen Titeln bezeichnet hatte, wollte ihm jetzt nicht ganz richtig erscheinen. Er hätte sein Interesse besser wahrnehmen, hätte handeln, die Sache in die Länge ziehen und sich stellen sollen, als wolle er den Brief ausliefern und als sei ihm dessen Werth unbekannt. Warum mußte er auch gleich fünfzig Millionen verlangen! Daß jener Brief das werth war, unterlag bei ihm keinem Zweifel. Immerhin hätte er die Sache geschickter anfangen sollen. Der Notar konnte sich ja schwer verletzt fühlen und die Lust verloren haben, sich einem solchen Empfange noch einmal auszusetzen. Und wenn der seinen Koffer packte, von Saint Malo abfuhr und nach Alexandria zurückkehrte, dann blieb sein Räthsel ebenso ungelöst, wie früher, und

Meister Antifer hätte seiner Länge nach Aegypten nachlaufen können.

Beim Niederlegen verabreichte er sich denn auch eigenhändig einige tüchtige Ohrfeigen. Die Nacht über konnte er kein Auge schließen. Am Morgen war er fest entschlossen, den Cours zu wechseln, Ben Omar aufzusuchen, ihn durch einige freundliche Worte für die gestrigen Grobheiten zu entschädigen und sich mit ihm unter annehmbaren Bedingungen zu einigen ...

Als er beim Ankleiden um acht Uhr morgens alles noch einmal überlegte – siehe, da öffnete der Frachtschiffer vorsichtig die Zimmerthür.

Nanon hatte nach ihm geschickt, und der vortreffliche Mann war gekommen, den Unmuth des Nachbars auf sich abladen zu lassen.

»Was führt Dich denn hierher, Kapitän?

– Eh ... die Fluth war's, alter Freund,
antwortete Gildas Tregomain, in der
Hoffnung, dem Brausekopf damit ein
Lächeln abzuzwingen.

– Die Fluth? ... versetzte dieser mürrisch.
Ich sage Dir, bei mir ist Ebbe, und die wird
mich auf der Stelle forttragen.

– Du willst also ausgehen?

– Ja wohl, mit oder ohne Deine Erlaubniß,
Du Frachtfuhrmann!

– Wohin denn? ...

– Wohin es mir beliebt.

– Das versteht sich, nirgends andershin. Du
willst mir also nicht sagen, was Du vorhast?
...

– O, ich will eine Dummheit wieder gut
machen ...

– Oder sie vielleicht noch verschlimmern?«

Obwohl diese Antwort nur so hingeworfen wurde, schien sie dem Meister Antifer doch zum Herzen zu gehen. Er beschloß also, seinen Freund in die Lage der Dinge einzuweißen. So erzählte er ihm denn, beim weitem Ankleiden, sein Zusammentreffen mit Ben Omar und sprach von den Bemühungen des Notars, ihm sein Geheimniß zu entlocken, ebenso, wie von seiner, wohl etwas übertriebenen Forderung von rund fünfzig Millionen für den bewußten Brief.

»Da hat er sich wohl aufs Abhandeln gelegt? meinte Gildas Tregomain.

– Vielleicht, wenn er Zeit dazu gehabt hätte. Ich wandte ihm aber sofort den Rücken und das war vielleicht unrecht.

– Meine ich auch. Der Notar ist also einzig deshalb nach Saint Malo gekommen, um Dir den Brief abzuluchsen?

– Nur deshalb, statt sich einfach der Botschaft an mich zu entledigen, mit der er

beauftragt war. Dieser Ben Omar ist ja der vorher angemeldete und seit zwanzig Jahren erwartete Bote Kamylik-Paschas.

– Aha, die Geschichte ist also ernsthaft!« konnte Gildas Tregomain zu bemerken nicht unterlassen.

Das brachte ihm aber von Pierre-Servan-Malo nicht nur einen schrecklichen Seitenblick ein, sondern dieser belegte ihn auch mit so nichtswürdigen Schmeichelnamen, daß das gute Männchen sich gesenkten Auges umdrehte und über seinem rundlichen Leibe verlegen die Hände faltete.

Jetzt war Meister Antifer's Toilette beendet und er griff eben nach dem Hute, als die Zimmerthür von neuem aufging und Nanon sichtbar wurde.

»Was giebt's denn schon wieder? fragte ihr Bruder.

– O, da unten ist ein Fremder ... der Dich zu sprechen wünscht.

– Sein Name?

– Hier ist er.«

Nanon überreichte ihm eine Karte mit der Aufschrift: »Ben Omar, Notar in Alexandria.«

»Das ist er! fuhr es Meister Antifer heraus.

– Wer denn? fragte Gildas Tregomain.

– Nun, der erwähnte Omar ... Ah, das ist mir noch lieber! Sein Wiederkommen ist ein gutes Vorzeichen. Laß ihn heraufkommen, Nanon!

– Er ist aber nicht allein ...

– Nicht allein? ... rief Meister Antifer verblüfft. Wer kommt denn mit ihm?

– Ein noch jüngerer Herr ... den ich nicht kenne und der auch ein Fremder zu sein

scheint.

– Es sind ihrer also zwei? ... Na gut, wir sind auch zwei, um sie zu empfangen. Bleib' mit hier, Kapitän!

– Wie? ... Du wolltest? ...«

Eine befehlerische Geste nagelte den Nachbar auf seinen Platz, eine andre bedeutete Nanon, die Herren heraufkommen zu lassen.

In der nächsten Minute befanden sich diese im Zimmer, dessen Thüre sorgfältig geschlossen wurde. Wenn die hier zu entschleiernden Geheimnisse nach außen drangen, so konnten sie nur durch das Schlüsselloch schlüpfen.

»Ah, Sie sind es, Herr Omar? begann er sorglos, etwas hochmüthigen Tones, den er gewiß nicht angeschlagen hätte, wenn er die Verhandlungen im Hôtel de l'Union hätte wieder anknüpfen müssen.

– Ich bin es, Herr Antifer.

– Und Ihr Begleiter?

– Das ist mein erster Bureauehilfe.«

Meister Antifer und Saouk, der jetzt unter dem Namen Nazim vorgestellt wurde, wechselten miteinander einen nichtssagenden Blick.

»Ihr Schreiber ist von allem unterrichtet?

– Vollständig, und ich kann ihn bei dieser Angelegenheit nicht entbehren.

– Wie Sie denken, Herr Omar. – Wollen Sie mir nur gefälligst sagen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

– Ich möchte mich mit Ihnen noch einmal aussprechen, Herr Antifer ... mit Ihnen allein, setzte er mit einem Seitenblick auf Gildas Tregomain hinzu, dessen Daumen sich jetzt wie ein Mühlrad umeinander drehten.

– Gildas Tregomain, mein Freund,
antwortete Meister Antifer, Ex-Kapitän der
»Charmente Amélie«, der ebenfalls in die
Sache eingeweiht und dessen Unterstützung
mir ebenso nothwendig ist, wie Ihnen die
Ihres Schreibers Nazim ...«

Ben Omar konnte gegen dieses Ausspielen
Gildas Tregomain's gegen Saouk nicht wohl
etwas einwenden.

Alle vier setzten sich nun um den Tisch, auf
den der Notar seine Schreibmappe
niederlegte. Dann ward es still im Zimmer,
weil jeder wartete, daß ein anderer das erste
Wort sprechen sollte.

Meister Antifer brach endlich das
Schweigen, indem er sich an Ben Omar
wandte.

»Ihrem Schreiber ist unsre Landessprache
doch geläufig, nicht wahr?

– Nein, antwortete der Notar.

– Er versteht sie aber wenigstens?

– Leider auch nicht.«

Das war zwischen Saouk und Ben Omar verabredet worden in der Hoffnung, der Malouin, der dann nicht zu fürchten brauchte, von dem falschen Nazim verstanden zu werden, würde vielleicht ein Wort fallen lassen, aus dem man seinen Vortheil ziehen könnte.

»Nun zur Sache, Herr Ben Omar, sagte Meister Antifer nachlässig. Beabsichtigen Sie, unser gestriges Gespräch an dem Punkte wieder aufzunehmen, wo wir es abbrachen?

– Gewiß.

– So bringen Sie mir also die fünfzig Millionen? ...

– Scherzen Sie nicht, mein Herr!

– Ja, seien wir ernsthaft, Herr Ben Omar. Mein Freund Tregomain gehört nicht zu

den Leuten, die ihre Zeit gern mit unnützen
Späßen vertrödeln. Nicht wahr,
Tregomain?«

Nie in seinem Leben hatte der
Frachtschiffer ernsthafter ausgesehen und
niemals eine würdigere Haltung bewahrt als
jetzt, wo er den Gesichtserker in die Falten
seiner Flagge – seines Taschentuches,
wollten wir sagen – wickelte und diesem
wahrhafte Generalbaßtöne entlockte.

»Herr Ben Omar, fuhr Meister Antifer mit
einer, bei ihm ganz ungewohnten trocknen
Stimme fort, ich glaube, zwischen uns
herrscht ein Mißverständniß, das wohl
aufgeklärt werden muß, wenn wir zu
erwünschtem Ziele kommen wollen. Sie
wissen, wer ich bin, und ich weiß, wer Sie
sind.

– Ein Notar ...

– Ja, ja, ein Notar, und überdies ein
Abgesandter Kamylik-Paschas, auf dessen

Eintreffen meine Familie bereits seit
zwanzig Jahren wartete.

– Sie werden entschuldigen, Herr Antifer;
ich glaube Ihnen gern, mir war's aber
unmöglich, eher zu kommen ...

– Und warum das?

– Weil ich es erst seit der vor vierzehn
Tagen erfolgten Eröffnung des Testaments
selbst weiß, unter welchen Verhältnissen Ihr
Herr Vater jenen Brief erhielt.

– Ah, den Brief mit dem Doppel- κ ... Auf
den kommen wir wohl zurück, Herr Omar?

– Gewiß, es war ja bei meiner Reise nach
Saint Malo der einzige Zweck, von seinem
Inhalt Kenntniß zu erhalten.

– Nur deshalb hätten Sie die weite Fahrt
unternommen?

– Einzig deshalb!«

Während dieses Frage- und Antwortspiels verhielt sich Saouk ganz theilnahmlos und gab sich das Aussehen, als verstehe er davon keine Silbe. Er spielte seine Rolle so ausgezeichnet, daß Gildas Tregomain, der ihn immer von unten ansah, nichts verdächtiges an dem Manne entdecken konnte.

»Nun, Herr Ben Omar, fuhr Pierre-Servan-Malo fort, ich hege vor Ihnen die größte Hochachtung, und Sie wissen, ich würde mir gegen Sie nie ein unpassendes Wort erlauben ...«

Das versicherte er mit überzeugendem Nachdruck, er, der den Mann erst den Tag vorher mit Spitzbube, Schelm, Mumie, Krokodil, u. s. w. tractiert hatte.

»Ich kann mich indeß nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß Sie soeben gelogen haben.

– Mein Herr ...

– Ja, gelogen, wie ein Schiffsbottler, wenn Sie behaupten, Ihre Reise nur unternommen zu haben, um den Inhalt meines Briefes kennen zu lernen.

– Ich schwör's Ihnen zu! versicherte der Notar, der schon die Hand aufhob.

– Was da! Die Kneipzange herunter, alter Omar, rief Meister Antifer, der trotz seiner besten Vorsätze schon wieder in die Wolle kam. Ich weiß sehr gut, warum Sie hierhergekommen sind ...

– Glauben Sie mir ...

– Und auch in wessen Auftrage ...

– Kein Mensch ... ich versichre Ihnen ...

– Immerhin im Auftrage des seligen Kamyk-Pascha ...

– Der schon zehn Jahre lang todt ist!

– Thut nichts! In Ausführung seines letzten Willens befinden Sie sich heute bei Pierre-

Servan-Malo, dem Sohne Thomas Antifer's, und Ihr Auftrag geht nicht dahin, von ihm die Auslieferung des betreffenden Briefes zu verlangen, sondern ihm gewisse Ziffern mitzutheilen ...

– Gewisse Ziffern? ...

– Jawohl ... die ziffermäßige Angabe einer Länge, deren es bedarf, um die Breite zu vervollständigen, die Kamyk-Pascha vor einigen zwanzig Jahren meinem Vater brieflich mittheilte!

– Gut heimgeleuchtet!« sagte Gildas Tregomain befriedigt und schwenkte dazu sein Taschentuch, als ob er einem Semaphor am Strande Signale gäbe.

Der angebliche Schreiber verhielt sich noch immer ganz theilnahmslos, obwohl er jetzt wissen mußte, daß Meister Antifer über die Sachlage vollständig unterrichtet war.

»Sie, mein Herr Ben Omar, sind es, der die Rollen vertauscht hat und nun versucht, mir

meine Breite zu stehlen ...

– Stehlen! ...

– Gewiß! ... Zu stehlen! ... Und offenbar von ihr, die mein ausschließliches Eigenthum ist, zu eignem Vortheil Gebrauch zu machen!

– Herr Antifer, erwiderte Ben Omar ganz außer Fassung, glauben Sie doch meinem Worte: sobald Sie mir jenen Brief auslieferten, hätte ich Ihnen die Ziffern mitgetheilt ...

– Aha, Sie gestehen damit also, sie zu besitzen? ...«

Der Notar fühlte sich an die Mauer gedrückt. Sonst kaum jemals um Ausflüchte in Verlegenheit, mußte er sich doch gestehen, daß sein Gegner zu schlagfertig war und es das beste sei, so weit klein beizugeben, wie es zwischen ihm und Saouk verabredet worden war. Als Meister Antifer also fortfuhr:

»Also, öffne Karten, Herr Ben Omar! Hin und hergekreuzt ist nun genug, wir wollen endlich vor Anker gehen! ... Da antwortete er:

– Gut ... es sei!«

Er öffnete damit sein Portefeuille und entnahm diesem ein mit großen Schriftzügen bedecktes Blatt Pergament.

Das war das in französischer Sprache abgefaßte Testament Kamyk-Paschas, von dem Meister Antifer nun Kenntniß nahm. Nachdem er es mit so lauter Stimme vorgelesen hatte, daß auch Gildas Tregomain kein Wort davon entgehen konnte, zog er ein Notizbüchelchen aus der Tasche und schrieb die Zahlen hinein, die die geographische Länge des Eilands angaben – die vier Ziffern, für deren jede er einen Finger seiner Hand hingegeben hätte. Dann rief er, als stände er auf einem Schiffsdecke und wollte die Sonnenhöhe abnehmen:

»Achtung, Frachtschiffer!

– Achtung! wiederholte Gildas Tregomain, der aus den Tiefen seiner Weste ebenfalls ein kleines Buch hervorholte.

– Jetzt! ...«

Mit äußerster Genauigkeit wurde die kostbare Länge – $54^{\circ} 57'$ östlich von Paris – festgestellt und aufgezeichnet.

Dann wanderte das Testament wieder in die Hände des Notars, der es in sein Portefeuille versenkte, welches nun unter dem Arme des falschen Bureaugehilfen Nazim Platz fand. Letzterer saß übrigens noch immer so gleichgiltig da, wie etwa ein alter Hebräer aus Abrahams Zeit in der Sitzung einer heutigen Gesellschaft der Wissenschaften dasitzen würde.

Jetzt war die Sache nun auf dem Punkte, wo sie Ben Omar und Saouk besonders zu interessieren anfang. Mit der Kenntniß der Parallele und des Meridians der kleinen

Insel, brauchte Meister Antifer diese beiden Linien auf der Karte nur zu kreuzen, um deren Lage im Durchschnittspunkte derselben zu finden, und das schien er auch sofort vornehmen zu wollen. Er stand nämlich auf, und aus dem flüchtigen Gruße, den er Saouk und Ben Omar neben einer bezeichnenden Handbewegung nach der Treppe zu sendete, konnten diese leicht abnehmen, daß er sie ersuchte, sich nun gefälligst zu entfernen.

Aufmerksam und schmunzelnd beobachtete der Frachtschiffer sein Benehmen. Doch weder der Notar noch Nazim schien gewillt, vom Tische wegzugehen. Daß der Mann sie vor die Thür setzte, lag ja klar vor Augen. Entweder hatten sie ihn aber nicht verstanden oder wollten ihn nicht verstehen, dagegen bemerkte der verdutzte Ben Omar sehr gut, daß Saouk ihn mit einem Blicke – sehr befehlerisch! – aufforderte, noch eine letzte Frage zu stellen.

Er mußte sich also wohl oder übel drein fügen.

»Jetzt, wo ich den Auftrag, den das Testament Kamyk-Paschas mir zuwies, erfüllt habe ...

– Brauchen wir nur noch in aller Freundschaft von einander Abschied zu nehmen, fiel ihm Meister Antifer ins Wort. Der nächste Zug geht zehn Uhr siebenunddreißig von hier ab ...

– Seit gestern zehn Uhr dreiundzwanzig, berichtigte ihn Gildas Tregomain.

– Wahrhaftig, schon zehn Uhr dreiundzwanzig, und ich möchte weder Sie, Herr Ben Omar, noch Ihren Schreiber Nazim der Gefahr aussetzen, diesen Schnellzug zu versäumen.«

Saouk's Fuß fing an, im Zweivierteltacte auf dem Erdboden zu hämmern, und da er gleichzeitig nach der Uhr sah, konnte man

glauben, daß ihm daran gelegen sei, bald abzufahren.

»Wenn Sie etwa noch Gepäck aufzugeben haben, fuhr Meister Antifer höflichst fort, so ist es jetzt Zeit ...

– Um so mehr, setzte der Frachtschiffer hinzu, weil auf unserm Bahnhof zuweilen starker Andrang ist.«

Jetzt raffte sich Ben Omar doch noch einmal auf und begann, sich halb erhebend und mit niedergeschlagenen Augen:

»Um Vergebung, mir scheint, wir sind mit unserm Gespräch wohl noch nicht zu Ende ...

– Im Gegentheile, vollständig fertig, Herr Ben Omar; ich habe an Sie keine weitere Frage zu stellen.

– Dagegen hab' ich noch eine an Sie, Herr Antifer ...

– Das wundert mich, Herr Ben Omar, doch wenn Sie meinen ... bitte ...

– Ich habe Ihnen die im Testamente Kamyk-Paschas enthaltene Längenangabe mitgeteilt ...

– Ganz richtig, und ich und mein Freund Tregomain, wir haben sie in unsre Notizbücher eingetragen.

– Jetzt müssen Sie mir auch die Breite angeben, die in Ihrem Briefe steht ...

– In dem Briefe an meinen seligen Vater?

– Ja, in diesem.

– Halt, halt! Herr Ben Omar! antwortete Meister Antifer, dessen Stirn sich runzelte. Hatten Sie das Mandat, mir die fragliche Länge zu überbringen?

– Ja, und dieses Mandat hab' ich erfüllt ...

– Mit viel Eifer und gutem Willen, das muß ich gestehen! Was mich aber angeht, so hab'

ich nirgends, weder in dem Testamente, noch in meinem Briefe, eine Spur davon gesehen, daß ich irgend jemand die Breitenangabe mittheilen müßte, die einst meinem Vater zugegangen war.

– Indeß ...

– Indeß, wenn Ihnen etwas derartiges bekannt ist, ließe sich über die Sache reden.

– Es scheint mir doch ... stotterte der Notar, daß zwischen Männern, die einander achten ...

– Da irren Sie sich, Herr Ben Omar. Die Achtung hat mit unserer Sache gar nichts zu thun, so viel oder so wenig wir auch vor einander hegen mögen.«

Offenbar ging Meister Antifer's Geduld schon wieder zu Ende und machte einer gereizten Stimmung Platz. Um einem peinlicheren Auftritte vorzubeugen, öffnete Gildas Tregomain auch schon die Thüre,

damit die beiden Herren sich leichter entfernen könnten.

Saouk hatte den Mund nicht aufgethan. Ihm als Gehilfen des Notars und als der Landessprache nicht mächtigen Fremden kam es ja nicht zu, aufzubrechen, ehe sein Principal ihn nicht dazu aufgefordert hatte.

Ben Omar erhob sich jetzt aber vom Stuhle, rieb sich den Schädel, schob auf der Nase die Brille zurecht und sagte mit dem Tone eines Mannes, der das thut, was er unmöglich lassen kann:

»Um Verzeihung, Herr Antifer, Sie sind also unwiderruflich entschlossen, mir keine Aufklärung zu geben ...

– Um so mehr, Herr Ben Omar, als meinem Vater in dem Briefe Kamylik-Paschas unbedingte Geheimhaltung auferlegt war, und diese Verpflichtung hat nachher mein Vater mir ebenfalls auferlegt.

- Nun, Herr Antifer, bemerkte dazu Ben Omar, wollen Sie einen guten Rath hören und annehmen?
- Der wäre?
- Diese ganze Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.
- Und warum das?
- Weil Sie unterwegs einer gewissen Person begegnen könnten, die im Stande wäre, Sie berauben zu lassen ...
- So? ... Wer wäre denn das?
- Saouk, der leibliche Sohn des Veters Kamylik-Paschas, der sich zu Ihren Gunsten enterbt sieht und nicht der Mann dazu ist, sich das ...
- Kennen Sie diesen leibeigenen Sohn, Herr Ben Omar?
- Nein, antwortete der Notar ohne Zögern, ich weiß jedoch, daß er ein sehr

gefährlicher Gegner sein dürfte ...

– Schon gut, wenn Ihnen dieser Saouk also jemals in den Weg kommt, so sagen Sie ihm von mir, daß ich auf ihn, wie auf die ganze Saoukerie Aegyptens pfeife!«

Saouk verzog keine Miene. Pierre-Servan-Malo ging jetzt nach dem Treppengeländer.

»Nanon!« rief er hinunter.

Der Notar näherte sich gleichfalls der Thür und nun folgte ihm auch Saouk, der aus Ungeschick einen Stuhl umgestoßen hatte, mit einem Gesichtsausdruck, als hätte er den unglücklichen Mann des Rechts lieber gleich die Treppe hinuntergeworfen.

Schon an der Schwelle blieb Ben Omar noch einmal stehen und sagte zu Meister Antifer, ohne diesen frei anzusehen.

»Sie haben hoffentlich eine Clausel aus dem Testament Kamyk-Paschas nicht vergessen, mein Herr?

- Welche meinen Sie, Herr Ben Omar?
- Die eine, die mir die Verpflichtung auferlegt, Sie bis zu dem Augenblick, wo sie das Legat erheben, zu begleiten, dabei zu bleiben bis die Fässer ausgegraben sein würden ...
- Sehr schön, Herr Ben Omar, so werden Sie mich also begleiten.
- Dazu muß ich auch wissen, wohin Sie sich begeben ...
- Das werden Sie ja erfahren, wenn wir an Ort und Stelle sind.
- Und wenn das am Ende der Welt wäre?
- Dann ... ja dann ist's eben am Ende der Welt.
- Ja freilich, doch erinnern Sie sich auch, daß ich dabei meinen ersten Bureagehilfen nicht entbehren kann ...

– Das ist ganz Ihre Sache, ich werde mich ebenso geehrt fühlen, mit ihm zu fahren wie mit Ihnen.«

Damit neigte er sich über das Geländer:

»Nanon!« rief er ein zweites Mal, doch in einem Tone, der verrieth, daß ihm nun die Geduld ausgegangen war.

Unten erschien Nanon.

»Leuchte diesen Herren hinaus! befahl Meister Antifer.

– Es ist ja heller Tag, Bruder! erwiderte Nanon.

– Gleichgiltig, leuchte ihnen nur hinaus!«

Nach dieser etwas gar zu unzweideutigen Aufforderung, sich aufzumachen, verließen Saouk und Ben Omar das ungastliche Haus, dessen Thür hinter ihnen geräuschvoll zugeschlagen wurde.

Jetzt verfiel Meister Antifer in eine Art lustigen Deliriums, einen Anfall, den er in seinem Leben nur recht selten gehabt hatte. Doch wenn er an diesem Tage nicht lustig war, wann hätte er dazu wohl sonst Veranlassung gehabt?

Er hatte sie in der Hand, die vielerwähnte, so lange erwartete Länge! Er konnte jetzt in Wirklichkeit verwandeln, was bisher nur ein Traum gewesen war! Sein Besitz jenes unglaublichen Vermögens hing nur noch von der Eile ab, mit der er sich nach dem Inselchen aufmachte, wo jenes seiner wartete.

»Hundert Millionen! Hundert Millionen! rief er wiederholt.

– Das heißt tausendmal tausend Francs!« setzte der Frachtschiffer hinzu.

Da konnte sich Meister Antifer nicht mehr halten, er hüpfte jetzt auf einem Fuße, dann auf dem andern, beugte sich zusammen, streckte sich wieder aus, wiegte sich in den

Hüften, drehte sich wie ein Gyroskop – wenn auch nicht in derselben Ebene – und begann schließlich einen Matrosentanz, wie das Repertoire der lustigen Theerjacken deren eine ganze Menge mit ebenso verschiedenen, wie bezeichnenden Namen enthält.

In die Kreisbewegung dieser Masse riß er dabei auch seinen Freund Gildas Tregomain mit hinein und schwenkte den dicken Mann so heftig herum, daß das ganze Haus bis zum Grunde zitterte. Dazu sang er mit einer Stimme, die alle Fensterscheiben zittern machte:

»Ich habe meinen Me...

Mo me!

Ich habe meinen ri...

Ro ri!

Ich habe meinen ri... ich habe meinen
Meridian!«

IX.

Worin auf einer Karte des Antifer'schen Atlas ein Punkt mit Rothstift ganz genau eingezeichnet wird.

Während ihr Onkel sich in diesem »Zweimännertanz« abhetzte, waren Enogate und Juhel nach dem Stadthause und nach der Kirche gegangen. Im Stadthause hatte der Standesbeamte, der »Flitterwochenfabrikant«, ihnen auf der Tafel schon die Veröffentlichung ihres Aufgebots gezeigt und der Hilfsgeistliche in der Kathedrale ihnen eine Trauung mit Gesang und Orgelklang und mit allem kirchlichen Pompe versprochen.

Ob sie jetzt glücklich waren, dieser Vetter und diese Base, nachdem sie die Trauungserlaubnis eingeholt! Ob sie mit einer Ungeduld, die Juhel nur schlecht verhehlte und die Enogate nicht viel mehr

ver barg, jenen 5. April erwarteten, den sie trotz des Zögerns ihres Onkels diesem abgenöthigt hatten! Natürlich beschäftigten sie sich mit allen Vorbereitungen, mit der Ausstattung der Braut, Schmuckgegenständen und Möbeln für die gute Stube im ersten Stock, die der gute Tregomain alle Tage mit weiteren Kleinigkeiten schmückte, die er in früheren Jahren an den Ufern der Rance gesammelt hatte – darunter eine kleine Statue der Jungfrau Maria, ehemals ein Schmuck der Cabine seiner »Charman te Amélie«, die er den Neuvermählten schenken wollte. Er war ja überhaupt ihr Vertrauter, einer, wie sie ihn gar nicht besser hätten finden können, der Großsiegelbewahrer ihrer Hoffnungen, ihrer Pläne für die Zukunft. Doch zwanzigmal des Tages wiederholte der würdige Frachtschiffer:

»Ich gäbe viel darum, wenn die Hochzeit erst vorüber wäre und Standesbeamter und Pfaffe das ihrige schon gethan hätten.

– Doch warum das, mein guter Gildas?
fragte das junge Mädchen etwas
beunruhigt.

– Ja, der Freund Antifer ist gar nicht zu
berechnen, sobald er sein Steckenpferd
sattelt und auf den Millionen herumreitet!«

Das war auch Juhels Ansicht. Wenn man
von einem Onkel, von einem vortrefflichen,
zuweilen aber etwas aus dem Gleise
kommenden Manne abhängt, kann man sich
auf nichts verlassen, bevor nicht das
feierliche »Ja« vor dem Standesbeamten
ausgesprochen ist.

Handelt es sich nun gerade um
Familiensachen von Seeleuten, so ist erst
recht keine Zeit zu verlieren. Entweder muß
so ein Seemann Hagestolz bleiben, wie
unser Küstenfahrer und der Kapitän des
Frachtschiffes, oder er muß sich
verheiraten, sobald das erlaubt und möglich
ist. Juhel wollte sich bekanntlich als zweiter
Officier auf einem dem Hause Le Baillif
gehörenden Dreimaster einschiffen.

Nachher vergingen wohl Monate oder gar Jahre, die er auf fremden Meeren und tausende von Meilen entfernt von seiner jungen Gattin getrennt war, wenn der Himmel ihren Herzensbund jetzt segnete. Enogate war als Tochter eines Seemannes freilich schon an den Gedanken gewöhnt, daß ihr Gatte auf weiten Reisen lange Zeit von ihr fort sein würde, und dachte gar nicht daran, daß das anders sein könnte. Ein Grund mehr, keinen Tag zu verlieren, da sie ja in Zukunft so sehr viele Tage getrennt sein würden.

Von dieser Zukunft plauderten der junge Kapitän und seine Braut, als sie an diesem Morgen von ihren Wegen zurückkehrten. Sie erstaunten da nicht wenig, aus dem Hause in der Rue des Hautes-Salles zwei Fremde kommen zu sehen, die sich offenbar wüthend davon entfernten. Juhel vermuthete aus deren Besuche bei Meister Antifer, daß hier etwas außergewöhnliches vorgegangen sein werde.

Das wurde ihm zur Gewißheit, als er und Enogate den Lärmen von oben her und das improvisierte Lied vernahmen, dessen Refrain bis zum Ende der Stadtmauer hinaustönte.

Der »gute Onkel« schien rein besessen zu sein, so als ob sein ewiges Grübeln über die unbekannte Länge ihm schließlich einen Hirndefect zugezogen hätte. Wenn nicht an Größenwahn, mußte er jetzt mindestens an Reichthumswahn laborieren.

»Was in aller Welt hat er denn, Tante?« wendete sich Juhel fragend an Nanon.

– Ja, Euer Onkel scheint an der Tanzmanie zu leiden, liebe Kinder.

– Er kann aber doch das ganze Haus unmöglich so erschüttern ...

– Nein, dazu hilft Tregomain getreulich mit.

– Was? Tregomain tanzt ebenfalls?

– Wahrscheinlich aus Nachgiebigkeit gegen unsern Onkel,« meinte Enogate.

Alle drei stiegen jetzt die Treppe hinauf; sie mußten aber, als sie Meister Antifer so toll umherspringen sahen, wirklich glauben, daß er übergeschnappt wäre, vorzüglich da er aus Leibeskräften immer gröhrend wiederholte:

Ich habe meinen Me...

Mo me!

Ich habe meinen ri...

Ro ri...

Und puterroth, dampfend, von einem Schlaganfalle bedroht, fiel der gute Tregomain ein:

Ja, er hat seinen ri...

Er hat seinen Meridian!

Da ging Juhel plötzlich ein Licht auf: die beiden Fremden, die eben das Haus verlassen hatten ... sollte einer davon der

endlich eingetroffene Abgesandte Kamylik-Paschas gewesen sein?

Der junge Mann war ganz blaß geworden; er hielt den Meister Antifer mitten in einem tollen Sprunge auf.

»Lieber Onkel, rief er, Sie haben ihn? ...

– Ich hab' ihn, mein Junge!

– Er hat ihn«, murmelte Gildas Tregomain.

Dieser sank dabei erschöpft auf einen Stuhl nieder, der, nicht imstande, einen solchen Stoß auszuhalten, unter ihm zusammenbrach.

Bald nachher, als ihr Onkel wieder etwas zu Athem gekommen war, hörten Juhel und Enogate von dem, was sich seit gestern zugetragen hatte, die Ankunft Ben Omar's mit seinem ersten Schreiber, deren Versuche sich den Brief Kamylik-Paschas zu erschwindeln, den Text des Testaments, die genaue Längenbestimmung für die Lage

des Eilands mit den vergrabenen Schätzen
... Meister Antifer brauchte sich nur zu
bücken, um diese aufzuheben!

»Doch, lieber Onkel, jetzt, wo jene das Nest
wissen, werden sie sich beeilen, es schon
vor uns auszunehmen!

– Stopp, stopp, Herr Neffe! rief Meister
Antifer, die Achseln zuckend. Hältst Du
mich denn für so einfältig, daß ich ihnen
den Schlüssel zum Geldschrank ausgeliefert
hätte?«

Gildas Tregomain bestätigte durch ein
Schütteln mit dem Kopfe, daß das nicht
geschehen sei.

»... zu einem Geldschrank, der seine
hundert Millionen enthält!«

Das Wort »Millionen« schwoll in Pierre-
Servan-Malos Munde so auf, daß es diesen
bald verrenkt hätte.

Doch wenn der Mann erwartet hatte, daß seine Erklärung mit Jubelrufen aufgenommen werden würde, irrte er ganz gewaltig. Wahrhaftig, ein Goldregen, der Danaës Eifersucht erregt hätte, ein Schwall von Diamanten und Edelsteinen ergoß sich über das bescheidne Haus in der Rue des Hautes-Salles, und keiner streckte die Hand aus, den Segen aufzufangen, keiner deckte das Dach ab, um ihn bis zum letzten Tropfen einströmen zu lassen?

Ja, so war es. Ein eisiges Stillschweigen folgte der mit Millionen gespickten Phrase, die der Sprecher so triumphierend declamiert hatte.

»Was zum Teufel! rief er, mit starrem Blicke Schwester, Neffe, Nichte und Freund nach einander musternd, was seht Ihr denn aus, als ob einer Euern Segeln den Wind abgefangen hätte?«

Trotzdem wollten die Gesichter der andern sich nicht wieder erheitern.

»Wie, fuhr Meister Antifer fort, ich verkündige Euch, daß ich nun reich bin wie ein Crösus, daß ich aus dem Eldorado heimsegle mit einer Goldfracht zum versinken, daß der reichste Nabob gegen mich ein Betteljunge ist, und Ihr fliegt mir nicht an den Hals, um mich zu beglückwünschen? ...«

Keine Antwort. Nur niedergeschlagene Augen und bekümmerte Gesichter.

»Nun, Nanon? ...

– Ach ja, lieber Bruder, antwortete die Schwester, das sichert ein erträgliches Auskommen.

– Ein hübsches Auskommen! Jeden Tag in einem Jahre dreimalhunderttausend Francs verzehren zu können, wenn man's sonst will! Und Du, Enogate, meinst Du auch, daß das ein erträgliches Auskommen ist?

– Mein Gott, lieber Onkel, man braucht ja gar nicht so reich zu sein ...

– Ja, ja, das weiß ich ... ich kenne den Refrain: »Reichthum macht nicht glücklich!« ... Ist das wohl auch Deine Ansicht, Herr Kapitän der langen Fahrt? fragte der Onkel direct seinen Neffen.

– Meine Ansicht, erklärte Juhel, ist die, daß der Aegypter Ihnen noch obendrein den Titel »Pascha« hätte vermachen sollen; denn so viel Geld ohne einen Titel ...

– Ha, ha ... da hast Du Dein Fett ... Antifer Pascha! platzte der Frachtschiffer heraus.

– Sag' einmal, rief Meister Antifer in einem Tone, als ob er seine Matrosen zum Segelreefen commandierte, sag' einmal, Ex-Kapitän der ›Charmante Amélie‹, willst Du Dir etwa anmaßen, mich zu höhnen?

– Nein, mein würdiger Freund, versicherte Gildas Tregomain, da sei Gott vor! Wenn Du einmal so entzückt bist, hundertfacher Millionär zu sein, so bring' ich gern meine hundert Millionen Segenswünsche dazu!«

Es erschien in der That kaum erklärlich, daß die Familie die Jubelbotschaft ihres Hauptes mit so sauersüßer Miene aufnahm. Dieser dachte ja vielleicht gar nicht mehr an die stolzen Verbindungen für seine Nichte und seinen Neffen, und konnte wohl ganz darauf verzichtet haben, die Eheschließung zwischen Juhel und Enogate zu hintertreiben oder doch zu verzögern, obwohl er seinen Meridian vor dem 6. April bekommen hatte. Diese Befürchtung aber war es wirklich, die Enogate und Juhel, Nanon und Gildas Tregomain im jetzigen Augenblicke bekümmerte.

Letzterer wollte seinen Freund zu einer Erklärung veranlassen. Gewiß schien es besser, sich darüber klar zu sein, woran man wäre. Dann ließ sich wenigstens über die Sache verhandeln und man konnte den schrecklichen Onkel einen andern Cours aufnöthigen, statt ihn im bisherigen Kielwasser gerade weiter steuern zu lassen.

»Doch, alter Freund, begann er nun, den Rücken wie eine alte Schmeichelkatze

krümmend, nehmen wir einmal an, Du hättest jene Millionen ...

– Annehmen, Frachtschiffer? ... Warum nur annehmen?

– Schön, also zugegeben, Du hättest sie schon ... und als braver Mann, der an ein bescheidenes Leben gewöhnt ist, was würdest Du nun damit anfangen?

– Was mir beliebt, antwortete Meister Antifer sehr trocken.

– Nun, Du wirst doch nicht etwa ganz Saint Malo kaufen wollen, denk' ich ...

– Ganz Saint Malo, ganz Saint Servan und ganz Dinard noch dazu, wenn mir das paßt, vielleicht auch noch den lächerlichen Bach, die Rance, die freilich kein Wasser hat, außer wenn ihr die Fluth etwas davon abläßt!«

Er wußte recht gut, daß er mit einer Herabsetzung der Rance einen Mann

empfindlich traf, der diesen schönen Fluß
zwanzig Jahre seines Lebens immer hinauf-
und hinabgefahren war.

»Meinetwegen! erwiderte Gildas
Tregomain mit zusammengezogenen
Lippen. Du wirst deshalb aber nicht einen
Bissen mehr essen und keinen Schluck
mehr trinken, wenn Du Dir nicht auch einen
Extramagen dafür kaufst ...

– Ich werde kaufen, was mir beliebt, Du
Süßwasserpflüger, und wenn man mir
entgegentritt, wenn ich Widerspruch sogar
noch bei den Meinigen finde ...«

Diese Worte waren an die beiden Verlobten
gerichtet.

»... so verzehre ich sie allein, meine hundert
Millionen, so zerstreue ich sie in alle
Winde, lasse sie in Rauch aufgehen,
zermalme sie zu Staub, und Juhel und
Enogate werden nichts von den fünfzig
Millionen haben, die ich ihnen einst zu
vermachen gedachte ...

– Das heißt also so viel wie hundert für zwei, alter Freund ...

– Wie so denn?

– Nun, weil die beiden sich ja heiraten werden ...«

Damit war die brennende Frage berührt.

»Oho, Frachtfuhrmann, steig' einmal die Wanten bis zur Mars hinauf, um zu sehen, ob Du mich da findest!«

Das war so seine Art, Gildas Tregomain – natürlich bildlich – spazieren zu schicken, seine Masse bis zum Top eines beliebigen Mastes hinaufzuhissen, was freilich ohne Benützung eines Ankerspills nicht möglich gewesen wäre.

Weder Nanon noch Juhel oder Enogate wagten eine Einmischung in dieses Zwiegespräch. An der Blässe des jungen Kapitäns erkannte man, daß dieser einen Ausbruch seines Zornes nur mit Mühe

zurückhielt. Der Frachtschiffer war jedoch nicht der Mann dazu, ihn auf offenem Meere allein umherkreuzen zu lassen, er näherte sich also seinem Freunde ...

»Du hast aber das Versprechen gegeben ... begann er vorsichtig.

– Welches Versprechen?

– Ihrer Verheiratung zuzustimmen ...

– Gewiß ... wenn die Länge nicht eintraf, nun, ist die Länge aber eingetroffen ...

– So ist das ein Grund mehr, ihr Glück zu sichern ...

– Natürlich, Frachtschiffer, ganz einverstanden ... deshalb wird Enogate einen Prinzen heiraten ...

– Wenn sich einer für sie findet ...

– Und Juhel eine Prinzessin.

– Es ist keine mehr zu haben! erwiderte Gildas Tregomain, der schon am Ende seiner Weisheit war.

– Wenn man fünfzig Millionen Mitgift mitbekommt, giebt's schon immer noch eine!

– Na, dann such' einmal danach ...

– Ich werde suchen ... werde eine finden ... sogar eine aus dem Gothoner Almanach!«

Er wollte Gothaer Almanach sagen, der unzugängliche Starrkopf, der sich nun einmal in den Gedanken verirrt hatte, das Blut der Antifer's mit königlichem Blute zu mischen.

Um ein Gespräch nicht weiter fortzusetzen, das kein gutes Ende zu nehmen drohte, und entschlossen, in der Frage der Heirat keinen Zoll breit nachzugeben, ließ er den andern – und mehr als deutlich – merken, daß er in seinem Zimmer allein zu bleiben wünsche,

indem er hinzufügte, daß er vor dem Mittagessen für niemand zu Hause sei.

Gildas Tregomain hielt es für gerathen, ihm nicht zu widersprechen, und so begaben sich alle nach dem Erdgeschoß hinunter.

Die ganze kleine Gesellschaft war in heller Verzweiflung, und schmerzliche Thränen rieselten über die hübschen Wangen Enogates herab. Das brachte unsern Gildas Tregomain aus dem Häuschen.

»Ich seh's nicht gern, wenn eins weint, sagte er, nein, nicht einmal, wenn man Kummer hat, Kleine!

– Aber bester Freund, erwiderte sie, nun ist ja alles verloren! Unser Onkel giebt doch nicht nach! ... Der große Reichthum hat ihm den Kopf verdreht ...

– Ja, leider, stimmte auch Nanon ein, und wenn mein Bruder sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat ...«

Juhel sprach nicht. Er ging im Vorsaal auf und ab, kreuzte einmal die Arme und schlug sie dann wieder auseinander, ballte die Hände und öffnete sie wieder. Plötzlich aber rief er:

»Uebrigens ist er nicht unser Herr und Meister! ... Ich brauche seine Erlaubniß zu meiner Verheiratung nicht! ... Ich bin volljährig ...

– Doch Enogate leider nicht, fiel der Frachtschiffer ein, und kraft seines Rechtes als Vormund könnte er Einspruch erheben ...

– Ja freilich ... und wir hängen ja alle von ihm ab! setzte Nanon, den Kopf senkend, hinzu.

– Deshalb geht mein Rath dahin, äußerte Gildas Tregomain, ihm lieber nicht schroff entgegenzutreten ... Vielleicht geht diese Schrulle ja vorüber, vorzüglich wenn man sich ihr zu fügen scheint ...

– Sie haben Recht, Herr Tregomain, sagte Enogate; wir erzielen – das hoffe ich wenigstens – gewiß mehr durch Güte als durch Gewalt.

– Und schließlich, bemerkte der Frachtschiffer, hat er seine Millionen ja noch gar nicht in der Tasche!

– Nein, stimmte auch Juhel zu, und trotz seiner berühmten Länge und Breite könnte es noch einen Haken haben, die Hand darauf zu legen. Auf jeden Fall erfordert die Sache viel Zeit ...

– Viel Zeit! murmelte das junge Mädchen.

– Ach ja, meine liebste Enogate, und das giebt Verzögerungen! ... O, der verwünschte Onkel!

– Und die verwünschten Kerle, die von dem verwünschten Pascha gekommen sind! platzte Nanon heraus. Ich hätte sie doch gleich mit dem Besen ...

– Sie hätten sich doch an ihn herangedrängt, fiel Juhel ein, und jener Ben Omar, der mit Erledigung der Angelegenheit betraut ist, würde ihm keinen Aufschub zugestanden haben.

– So wird mein Onkel also fortreisen? fragte Enogate.

– Höchst wahrscheinlich, antwortete Gildas Tregomain, weil er jenes Eiland selbst aufsuchen muß.

– Dann begleit' ich ihn, erklärte Juhel.

– Du, mein Herz? ... rief das junge Mädchen.

– Das ist unumgänglich ... Ich will mit da sein, um ihn zu hindern, eine Dummheit zu begehen ... ihn zurückzulootsen ... wenn er sich draußen zu lange aufhält.

– Recht so, mein Junge! sagte der Frachtschiffer.

– Wer weiß, wohin und wozu er sich auf der Suche nach jenem Schatze verführen läßt und welche Gefahren ihm drohen können!«

Enogate wurde ganz traurig, sie sah die Sache aber doch ein. Der gesunde Menschenverstand war es, der Juhel diesen Entschluß eingab, und vielleicht wurde die Dauer der Abwesenheit dadurch wesentlich abgekürzt.

Der junge Kapitän tröstete sie nach Kräften. Er werde ihr häufig schreiben, ihr über den Stand der Sache berichten ... Nanon werde sie ja nicht verlassen, so wenig wie Herr Tregomain, der sie täglich sehen, ihr Muth zusprechen würde ...

»Rechne auf mich, meine Kleine, sagte der Frachtschiffer ganz bewegt. Will mich schon bemühen, Dich aufzuheitern! ... Du kennst doch die Fahrten und Abenteuer der ›Charmente Amélie‹ noch nicht?«

Nein, Enogate kannte sie nicht, denn er hatte sie aus Furcht vor Meister Antifer

noch nicht zu erzählen gewagt.

»Nun gut, das sollst Du hören. O, das ist sehr interessant ... da vergeht Dir die Zeit wie nichts. Eines schönen Tages sehen wir dann unsern Freund mit seinen Millionen unter dem Arm heimkehren ... oder auch mit leerem Säckel ... und unser wackrer Juhel ... der macht nur noch einen Sprung von zu Hause nach der Kathedrale von Saint Malo ... und ich werd' ihn wahrlich nicht zurückhalten. Willst Du, so laß ich mir während seiner Abwesenheit meinen Hochzeitsstaat anfertigen und den ziehe ich dann gleich jeden Morgen an ...

– Stopp, stopp! ... Frachtschiffer?«

Die wohlbekannte Stimme flößte der ganzen Gesellschaft einen heiligen Schreck ein.

»Hier! Was ist mit mir? fragte Gildas Tregomain.

– Was mag er von Ihnen wollen? fragte Nanon.

– Das ist nicht seine Stimme, wenn er unwirsch ist, bemerkte Enogate.

– Nein, bekräftigte auch Juhel, dieses Mal verräth sie mehr Ungeduld als Jähzorn.

– Wirst Du wohl kommen, Tregomain?

– Ich komme schon!« rief Gildas Tregomain hinauf.

Sogleich seufzte die Treppe unter der Wucht seiner Schritte.

Gleich darauf schob ihn Meister Antifer durch die Thür seines Zimmers, die er sorgfältig wieder verschloß. Dann schleppte er ihn nach dem Tische mit dem Atlas, von dem die planisphärische Erdkarte aufgeschlagen war, und drückte ihm den Zirkel in die Hand.

»Hier, nimm ihn!

– Den Zirkel?

– Ja, antwortete Meister Antifer mit scharfer Stimme. – Ich möchte die Lage eines Eilandes – des Millioneneilandes – auf der Karte suchen ...

– Nun, und es findet sich wohl nicht? rief Gildas Tregomain in einem Tone, der weniger Erstaunen als Befriedigung ausdrückte.

– Wer sagt Dir das? versetzte Meister Antifer. Und warum sollte jenes Eiland nicht da sein, Du unseliger Frachtfuhrmann?

– Nun, so ist es also da? ...

– Ob es da ist, das versteht sich, daß es da ist. Ich bin nur so aufgereggt ... mir zittert die Hand ... der Zirkel brennt mir in den Fingern ... Ich kann damit nicht auf der Karte hantieren ...

– Und nun willst Du, daß ich es thue, alter Freund? ...

– Wenn Du es im Stande bist ...

– Oho, weshalb denn nicht! erwiderte Gildas Tregomain.

– Verdammt, so ein abgedankter Frachtfuhrmann von der Rance! ... Doch versuche nur Dein Heil ... werden ja sehen ... halte den Zirkel ordentlich und folge mit dessen Spitze dem fünfundfünfzigsten Meridian ... da das Eiland unter vierundfünfzig Grad siebenundfünfzig Minuten liegt ...«

Die Ziffern der Länge fingen an, den Kopf des vortrefflichen Mannes zu verwirren.

»Siebenundfünfzig Grad und vierundfünfzig Minuten? ... wiederholte er, die Augen aufreißend.

– Nein, Schwachkopf! rief Meister Antifer. Gerade umgekehrt! Nun vorwärts ... Stoß'

ab!«

Gildas Tregomain setzte die Zirkelspitze auf der Westseite der Karte ein.

»Nein doch, heulte sein Freund. Nicht westlich ... östlich vom Meridian von Paris! ... Hörst Du, Unglückseliger? ... Oestlich ... östlich!«

Durch dieses Poltern und Wettern war Gildas Tregomain so eingeschüchtert worden, daß er seine Aufgabe unmöglich zur Zufriedenheit lösen konnte. Vor seinen Augen schwebte es wie ein Schatten, von der Stirn perlte ihm der Schweiß und in seinen Händen zitterte der Zirkel, wie der kleine Hammer einer elektrischen Klingel.

»Nun, so stich doch auf den fünfundfünfzigsten Grad ein! trieb Meister Antifer ihn an. Oben an der Karte fängst Du an und gleitest dann herunter, bis Du den vierundzwanzigsten Breitengrad triffst.

– Den vierundzwanzigsten Breitengrad?
stammelte Gildas Tregomain.

– Ja wohl! Er wird mich noch rasend
machen, der Elende! Jawohl! ... Und der
Punkt, wo die beiden Linien sich schneiden,
der bezeichnet die Lage des Eilandes ...

– Die Lage ...

– Nun also, fährst Du hinunter? ...

– So schnell ich kann!

– O, der Spitzbube! Nun fährt er wieder
hinauf!«

In der That wußte der Frachtschiffe gar
nicht mehr, wo er war, und schien noch
weniger als sein Freund zur Lösung dieses
Problems geeignet zu sein. Beide befanden
sich eben in aufgeregtem Zustande, und
ihre Nerven zitterten wie die Saiten einer
Baßgeige zu Ende einer Ouvertüre.

Meister Antifer fürchtete bald den Verstand
zu verlieren. Da griff er denn zu dem

einziges Mittel, das ihm noch zu Gebote stand.

»Juhel!« rief er mit einer Stimme, die hinausdröhnte, als käme sie aus einem Sprachrohre.

Der junge Kapitän erschien fast augenblicklich.

»Was wünschen Sie, lieber Onkel?

– Juhel ... wo liegt Kamylyk-Paschas Insel?

– Auf dem Punkt, wo sich die Länge und Breite kreuzen, die ...

– Schon gut ... jetzt suche mir sie!« ...

– Es klang fast, als müßte Meister Antifer gleich dazu setzen:

»Und bring' sie mir her!«

Juhel verlangte keine weitere Anleitung. Die Unruhe seines Onkels ließ ihn erkennen, was hier vorging. Er ergriff den

Zirkel mit sichrer Hand, stellte dessen Spitze auf den Anfang des fünfundfünfzigsten Meridians am Nordende der Karte ein und begann der Linie nach abwärts zu folgen.

»Sage an, wo der Meridian hindurchgeht! befahl Meister Antifer.

– Gern, lieber Onkel,« antwortete Juhel.

Darauf wiederholte er Folgendes:

»Das Franz-Josephsland im Eismeere.

– Gut.

– Das Barentzmeer!

– Gut.

– Novaja Semlja!

– Nachher?

– Das nördliche asiatische Rußland.

- Welche Stadt durchschneidet er da?
- Zuerst Jekaterinenburg.
- Darauf?
- Den Aralsee.
- Immer weiter!
- Chiwa und Turkestan.
- Sind wir zur Stelle?
- Beinahe! Herat in Persien.
- Sind wir bald da?
- Ja. Mascat am Südende von Arabien.
- Mascat!« rief Meister Antifer, der sich jetzt über die Karte beugte.

Der Kreuzungspunkt des
fünfundfünfzigsten Meridians mit dem
vierundzwanzigsten Parallelkreise lag in
der That im Gebiete des Iman von Mascat,

in dem Theile des Golfes von Oman vor dem Persischen Meerbusen, der Arabien von Persien trennt.

»Mascot! wiederholte Meister Antifer.

– Mascot? fragte Gildas Tregomain, der schlecht gehört hatte, noch einmal.

– Nicht Mascot ... Mascat, Frachtschiffer!« schrie ihn sein Freund an, dessen Schultern sich bis an die Ohrläppchen erhoben.

Bis jetzt besaß man natürlich nur eine annähernde Coordinate, da sich diese nur auf die Grade, noch nicht aber auf die Bogenminuten bezog.

»Es ist also in Mascat, Juhel?

– Ja, lieber Onkel ... bis auf hundert Kilometer genau.

– Kannst Du das nicht genauer feststellen?

– Gewiß, lieber Onkel.

– So thu' es, Juhel ... aber schnell! Siehst Du nicht, daß ich vor Ungeduld koche!«

Ein Dampfkessel, den man bis zu diesem Punkte erhitzt hätte, wäre allerdings in Gefahr gewesen, zu explodieren.

Juhel nahm den Zirkel wieder zur Hand und bestimmte unter Berücksichtigung der Minuten der Länge und der Breite die Lage mit solcher Genauigkeit, daß der Unterschied von der wirklichen Lage höchstens einige Kilometer betragen konnte.

»Nun, und nun? fragte Meister Antifer.

– Nun, lieber Onkel, der gesuchte Punkt liegt nicht auf dem Gebiete des Iman von Mascat selbst, sondern etwas weiter östlich im Golfe von Oman.

– Das wollt' ich meinen!

– Warum das? fragte bescheiden Gildas Tregomain.

– Weil es sich um eine Insel handelt, die doch nicht mitten im Lande liegen kann, Du Ex-Plattschiffer von der ›Charmante Amélie!«

Das schleuderte er mit einem unmöglich wiederzugebenden Tone heraus, und doch sehr ungerechter Weise, denn ein Frachtkahn ist niemals ein Plattschiff.

»Morgen, fügte Meister Antifer hinzu, beginnen wir unsre Vorbereitungen zur Abfahrt.

– Das ist recht, stimmte Juhel zu, der entschlossen war, seinem Onkel nicht entgegenzutreten.

– Wir werden nachsehen, ob sich in Saint Malo nicht ein Schiff vorfindet, das ehestens nach Port-Saïd abgeht.

– Damit kämen wir gewiß am besten an Ort und Stelle, denn am Ende sind wir keinen Tag sicher ...

– Nein, nein! Mein Eiland wird mir keiner stehlen!

– Es müßte denn ein ganz durchtriebener Schlaukopf sein! bemerkte Gildas Tregomain, dessen Worte mit einem neuen Achselzucken Meister Antifer's aufgenommen wurden.

– Du wirst mich begleiten, Juhel, sagte der letztere.

– Gewiß, lieber Onkel, antwortete der junge Kapitän, dessen Entschlusse diese Aufforderung ja entsprach.

– Und Du ebenfalls, Frachtschiffer ...

– Ich? ... rief Gildas Tregomain entsetzt.

– Ja ... Du!«

Diese beiden Worte kamen in so befehlerischem Tone hervor, daß sich der Kopf des würdigen Mannes als Zeichen der Zustimmung senken mußte.

Und vorher hatte er darauf gerechnet,
während der Abwesenheit Pierre-Servan-
Malos die arme Enogate damit zu
unterhalten, daß er ihr von den Fahrten der
»Charmante Amélie« auf dem zahmen
Wasser der Rance erzählte!

X.

Mit einem kurzen Bericht über die schnelle Fahrt des Dampfers »Steersman« von Saint Malo nach Port-Saïd.

Am 21. Februar verließ der englische Dampfer »Steersman« mit der eintretenden Ebbe des frühen Morgens den Hafen von Saint Malo. Es war ein Kohlenschiff von neunhundert Tonnen, das nur zwischen Newcastle und Port-Saïd fuhr und Steinkohlen beförderte. Gewöhnlich lief der Dampfer unterwegs nirgends an. Diesmal hatte eine leichte Havarie, eine Undichtheit seiner Condensatoren, ihn dazu gezwungen, die ihm nöthige Reparatur vornehmen zu lassen. Statt in Cherbourg einzulaufen, hatte sich dessen Kapitän aber nach Saint Malo gewendet, weil er daselbst einen alten Freund hatte. Achtundvierzig Stunden später war der Dampfer zur Weiterfahrt

fertig und er hatte zur Zeit, wo wir ihn dem freundlichen Leser vorstellen, das Cap Fréhel bereits gegen dreißig Seemeilen im Nordosten hinter sich gelassen.

Wir lenken aber die Aufmerksamkeit des Lesers vornehmlich auf diesen Dampfer, obwohl Hunderte solcher durch den Canal fahren, auf denen das Vereinigte Königreich seine schwarzen Bodenschätze nach allen Theilen der Welt versendet – und zwar vornehmlich deshalb, weil sich Meister Antifer, mit ihm auch sein Neffe Juhel und mit beiden sein Freund Gildas Tregomain an Bord desselben befand. Es könnte ja auffallen, daß man sie nicht in einem bequemen Eisenbahnwagen traf. Wenn es sich um eine Reise handelt, bei der einer hundert Millionen einzuheimsen gedenkt, da kann er sich's bequem machen, und braucht nicht gerade besonders zu sparen.

Das hätte Meister Antifer, der Erbe des reichen Kamyk-Pascha wahrscheinlich auch gethan, wenn sich ihm nicht die

Gelegenheit bot, unter annehmbaren Verhältnissen zu reisen.

Kapitän Cip, der Befehlshaber des »Steersman« war ein alter Freund Meister Antifer's. Während seines Aufenthalts im Hafen verfehlte der Engländer auch nicht, den Malouin aufzusuchen und selbstverständlich fand er in der Rue des Hautes-Salles die freundschaftlichste Aufnahme. Als er vernahm, daß sich sein Freund zu einer Reise nach Port-Saïd rüstete, bot er ihm für mäßigen Preis an, diese an Bord des »Steersman« auszuführen. Es war ein tüchtiges Schiff, das bei ruhigem Wasser seine neun Knoten lief und das zur Zurücklegung der fünftausendfünfhundert Seemeilen, die Großbritannien von dem Ostende des Mittelländischen Meeres trennen, nur dreizehn bis vierzehn Tage brauchte. Für den Personentransport war der »Steersman« jetzt freilich nicht eingerichtet, Seeleute machen aber nicht so große Ansprüche. Jedenfalls fanden sie an Bord eine geräumige Cabine und die Fahrt sollte ohne

Umsteigen vor sich gehen, was immerhin gewisse Vortheile bot.

Meister Antifer hätte sich auf einer Bahnfahrt auch nicht wohl fühlen können. Das Geschwätz im Waggon bei einer langen Reise wäre ihm zuwider gewesen. Seiner Meinung nach erschien es weit besser, sich zwei Wochen lang auf einem tüchtigen Schiff einzuschränken und dabei die erquickende Meeresluft zu athmen, als in einen rollenden Kasten gezwängt immerfort Rauch und Staub durch die Nase einzuziehen. Das war auch Juhels Ansicht, freilich nicht die des Frachtschiffers, dessen seemännische Thätigkeit sich ja nur auf das Wasserband zwischen den Ranceufern beschränkt hatte. Mit der Eisenbahn des westlichen und des östlichen Europa hatte er darauf gerechnet, den größten Theil der Fahrt abzumachen. Sein Freund entschied aber einmal anders. Auf einen Tag kam's ja nicht so genau an. Wenn man erst nach einem oder zwei Monaten eintraf, so mußte sich das Eiland ja immer noch an dem bezeichneten Punkte vorfinden. Kein

Mensch kannte dessen Lage – mit Ausnahme des Meisters Antifer, Juhels und Gildas Tregomain's. Der seit einundzwanzig Jahren in der mit dem Doppel- κ bezeichneten Grube versenkte Schatz lief keine Gefahr, wenn er auch noch einige Wochen länger schlummerte.

Hieraus erklärt sich, daß Pierre-Servan-Malo, so eilig er es im Grunde hatte, das Anerbieten des Kapitän Cip für sich und seine Begleiter annahm – und nur deshalb haben wir den »Steersman« unsern geneigten Lesern vorgestellt.

Meister Antifer hatte also für sich, seinen Neffen und seinen Freund Tregomain, der eine hübsche Summe in Gold im Gürtel trug, den Fahrpreis entrichtet. Außer den Baarmitteln führten sie noch einen Sextanten und ein Nachschlagebuch zur Ablesung der Sonnenhöhe bei sich und hatten auch eine Spitzhaue und eine Schaufel zur Ausgrabung des Bodens auf dem Eilande bei sich. Der Dampfer war ein sehr gutes Schiff mit einer aus zwei

Maschinisten, vier Heizern und einem Dutzend Matrosen bestehenden Besatzung. Der Kapitän der »Charmante Amélie« hatte seinen Widerwillen wohl oder übel bekämpfen und sich zu einer Ueberfahrt zur See entschließen müssen, wo er vielleicht die schlimmen Launen Neptuns kennen lernen sollte – er, der nur an das Lächeln schöner Flußnymphen gewöhnt war. Meister Antifer hatte ihm jedoch auf den Kopf zugesagt, daß er sein Bündel zu schnüren und es an Bord des »Steersman« zu befördern habe – und dagegen wagte er nicht die leiseste Einwendung. Alle nahmen zärtlich von einander Abschied; Enogate lag schluchzend an Juhels Brust, Nanon theilte ihre Zärtlichkeit zwischen ihrem Neffen und ihrem Bruder und Gildas Tregomain hatte große Angst, die nicht zu sehr in seine Arme zu pressen, die den Muth gehabt hatten, sich in dieselben zu werfen. Schließlich war auch die Versicherung gegeben worden, daß die Abwesenheit nicht lange dauern werde und nicht sechs Wochen vergehen würden, ohne daß die ganze Familie wieder im Hause der

Rue des Hautes-Salles vereinigt wäre, und dann wollte man Meister Antifer – ob dieser nun Millionär geworden wäre oder nicht – schon dazu zu bringen suchen, die so traurig unterbrochne Eheschließung vor sich gehen zu lassen.

Dann war das Schiff nach Westen hinaus gefahren und das junge Mädchen folgte ihm mit nassen Augen, bis sein Mastwerk am Horizonte untertauchte.

Da hat wohl der Dampfer »Steersman« zwei Personen vergessen, die doch nicht von so geringer Bedeutung waren und denen die Pflicht oblag, den Legatär Kamylik-Paschas zu begleiten? In der Liste befanden sich der Notar Ben Omar und Saouk oder Nazim nicht und nicht an Bord des Schiffes, dessen Abfahrt sie aber nicht etwa versäumt hatten.

Es lag das vielmehr so, daß die Zustimmung des ägyptischen Notars, mit auf den Dampfer zu gehen, nicht zu erlangen gewesen war. Schon bei der Fahrt

von Alexandrien nach Marseille war er so jämmerlich seekrank gewesen, wie das überhaupt, sogar für einen Notar, nur statthaft ist. Jetzt, wo sein Unstern ihn gar bis nach Suez und wer weiß wohin sonst noch verschlagen sollte, hatte er feierlich geschworen, nur den Landweg zu benützen, so lange der Seeweg zu vermeiden war. Saouk hatte dem in keiner Weise widersprochen, und Meister Antifer brannte ja im Grunde auch nicht darauf, Ben Omar als Reisegesellschafter zu haben. Er hatte sich vielmehr begnügt, mit diesem gegen Ende des Monats zusammenzutreffen, ohne ihm zu sagen, daß sie bis Mascat weiter reisen mußten. Dann würde der Notar noch genügend Gelegenheit haben, den Zorn des unzuverlässigen Elements zu kosten.

Meister Antifer hatte sogar hinzugefügt:

»Da Ihr Client Sie beauftragt hat, als Testamentsvollstrecker bei der Ausgrabung meines Legats gegenwärtig zu sein, so kommen Sie mit dorthin. Wenn die Umstände uns aber nöthigen,

gemeinschaftlich zu reisen, so bleiben wir einander möglichst weit vom Leibe, denn ich verspüre keine Lust, mit Ihnen oder Ihrem Schreiber noch nähere Bekanntschaft zu machen!«

Aus dieser wenig freundlichen Bemerkung erkennt man ja unsern Malouin.

Saouk und Ben Omar hatten Saint Malo darauf vor der Abfahrt des »Steersman« verlassen, und deshalb fanden sie sich also nicht unter den Passagieren des Kapitän Cip – worüber es auch keinem Menschen einfiel, sich irgendwie zu beklagen.

Der Leser weiß ja, daß der Notar, von einer Seite bedrängt von der Furcht, seinen Antheil einzubüßen, wenn er der Hebung des Schatzes nicht beiwohnte, und von der andern durch den unbeugsamen Willen Saouks angespornt, den Meister Antifer schon nicht verlassen würde. Er mußte ja vor diesem in Suez eintreffen und würde ihn hier gewiß mit einiger Ungeduld erwarten.

Inzwischen glitt der »Steersman« unter Volldampf längs der französischen Küste hin. Er wurde vom Südwind nicht allzusehr belästigt, da ihm das nahe Land noch einigen Schutz gewährte. Gildas Tregomain konnte sich entschieden Glück wünschen. Er hatte sich vorgenommen, diese Reise bestens auszunützen, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Länder zu studieren, in die ihn das Schicksal nun einmal verschlug. Da es aber zum ersten Male war, daß er sich aufs hohe Meer wagte, fürchtete er mit Recht, von der Seekrankheit belästigt zu werden. So ließ er die Blicke halb neugierig, halb ängstlich über den Horizont schweifen, wo Himmel und Wasser sich berührten. Er versuchte es gar nicht, den wetterfesten Seemann zu spielen, der brave Mann, und etwa, große Schritte machend, sich zu stellen, als ob er die Bewegungen des Schiffes gar nicht spürte. Seine Füße hätten wohl auch bald ihren Stützpunkt verloren, da sie nur das unbewegte Deck eines Flußschiffes gewöhnt waren. So saß er denn auf die Arme gestützt und etwas

zusammengebogen auf einer Bank des Hinterdecks, wobei ihn der unerbittliche Pierre-Servan-Malo mit seinen schlechten Witzen nicht verschonte.

»Na, Frachtschiffer, wie gehts denn?

– O, bis jetzt hätt' ich mich nicht gerade zu beklagen.

– Na freilich, jetzt gondeln wir auch eigentlich noch durch Süßwasser hin, und Du hast am Ende das Recht zu glauben, Du wärst auf der ›Charmante Amélie‹ zwischen den engen Ufern der Rance. Wenn aber so ein steifer Nordwester käme und das Meer die Zähne zeigte, dann würdest Du die Deinigen wohl nicht mehr so stille halten!

– Das Meer hat doch keine Zähne, alter Freund!

– Na, das ist so eine Redensart, und ich erwarte vom Ocean, wenn wir erst den Aermelcanal im Rücken haben ...

– Du meinst, dann würde ich krank werden? ...

– Und ganz gehörig, das will ich Dir schriftlich geben!«

Meister Antifer verstand wirklich die Leute, die sich nur an seine Worte hielten, ins Bockshorn zu jagen. Juhel glaubte sich also verpflichtet, die schlechte Wirkung dieser Vorhersagungen abzuschwächen.

»Mein Onkel übertreibt gern, Herr Tregomain. Sie werden vielleicht gar nicht mehr seekrank werden ...

– Als ein Meerschwein? Weiter verlange ich ja gar nichts,« antwortete der Frachtschiffer, der nach einigen Schaumkronen hinwies, die das Kielwasser des »Steersman« aufwirbelte.

Gegen Abend passierte das Schiff die äußerste Spitze der Bretagne. Als es in den, durch die Höhen von Ouessant gedeckten Canal du Four einlief, hatte es nicht zu

schwere See, obwohl der Wind gerade von vorn stand. Die Passagiere legten sich zwischen acht und neun Uhr nieder und ließen den Dampfer während der Nacht die Landspitze Saint Mathieu, die Einfahrt von Brest, die Bai von Douarnenez, das Inselgewirr der de Seins umschiffen und den Cours nach Südwesten der Iroise gegenüber einschlagen.

Der Frachtschiffer träumte so krank zu sein, als wäre sein letztes Stündlein gekommen. Zum Glück war's aber nur ein Traum. Am nächsten Morgen begab er sich, obwohl das Fahrzeug tüchtig schaukelte und stampfte und sich einmal auf einen Wogenkamm emporhob, um dann wieder hinabzusinken, doch ohne Zögern auf's Verdeck hinauf. Da es sein Geschick einmal bestimmt hatte, daß er seine Laufbahn als Schiffer durch eine Fahrt auf dem Meere abschließen sollte, gedachte er sich wenigstens alle Vorkommnisse dabei fest ins Gedächtniß einzuprägen.

Eben erschien er also auf den letzten Stufen unter der Treppenkappe, von wo er mit dem halben Leibe hervorguckte. Doch wen erblickte er da auf einem Gitter ausgestreckt ... bleich ... blutlos, glucksend, wie eine sich entleerende Tonne? ...

Den Meister Antifer in Person – Antifer Pierre-Servan-Malo, angegriffen, wie es nur die zarteste Lady auf der Ueberfahrt von Boulogne nach Folkestone sein kann!

Hei, der fluchte und wettete aber, als er das ruhige und muntere Gesicht seines Freundes erblickte, dem auch nicht das geringste zu fehlen schien!

»Ja ... tausend Donnerwetter! rief er. Sollt' einer das glauben? Nach zehn Jahren, wo ich den Fuß auf keine Planke gesetzt habe ... bin ich ... ein alter Küstenfahrer ... schlimmer krank als so ein Führer einer Frachtschute!

– Ja ... aber ... ich bin überhaupt nicht krank, wagte Gildas Tregomain zu

bemerken, indem er so freundlich wie möglich lächelte.

– Du nicht! ... Und warum bist Du's nicht?
...

– Ich wundre mich selbst darüber, lieber Freund.

– Deine Rance hat doch aber niemals so ausgesehen, wie hier das Meer bei steifem Südwest! ...

– Nein, das nicht.

– Und Du siehst auch nicht aus, als ob Du kentern müßtest ...

– Ich bedaure es, erwiderte Gildas Tregomain, weil Dir das nicht zu gefallen scheint.«

Nun denke man sich einen aus noch besserem Teige gekneteten Menschen auf diesem Erdenrund!

Wir beeilen uns übrigens hinzuzufügen, daß das Unwohlsein des Meister Antifer bald vorüberging. Ehe der »Steersman« noch das Cap Ortegal an der Nordwestspitze Spaniens passierte und als er noch im Golfe de Gascogne, der vom Wogenschwall aus dem Atlantischen Ocean immer gehörig gepeitscht wird, dahinschwankte, hatte der Malouin seinen sichern Tritt und seinen Theerjackenmagen bereits wiedergewonnen. Es war ihm nur ergangen, wie es so vielen Seeleuten zu ergehen pflegt, die längere Zeit nicht auf's Wasser hinausgekommen sind. In seinem Stolze fühlte er sich darum nicht weniger gedemüthigt, wenn er bedachte, daß dieser Führer der »Charmante Amélie«, der Kapitän eines Flußkahns, ganz unversehrt geblieben war, während sich ihm alle Eingeweide umgewendet hatten. Die Nacht wurde recht peinlich, während der »Steersman« bei hohem Seegang seinen Weg längs der Buchten von Corunna und Ferrol fortsetzte. Der Kapitän Cip wollte sogar schon einen Hafen anlaufen und hätte das wohl auch gethan, wenn ihn Meister

Antifer nicht davon abhielt. Ein irgend längerer Aufenthalt machte ihn besorgt wegen des Packetboots über Suez, das nur monatlich einmal den Persischen Golf berührt.

Jetzt, zur Zeit der Frühlingssonnenwende, mußte man sich allemal und überall auf schlechtes Wetter gefaßt machen. So erschien es also richtiger, keinen Nothhafen anzulaufen, so lange eine wirkliche Gefahr nicht vorlag.

Der »Steersman« steuerte in sichrer Entfernung von den Klippen der spanischen Küste dahin. Er ließ die Bai von Vigo und die drei Zuckerhüte, die deren Eingang bezeichnen, auf Backbord liegen, ebenso die malerischen Küsten von Portugal. Am nächsten Morgen peilte man auf Steuerbord die Berlengainseln, die nur zum Aufstellen von Leuchthürmen gemacht zu sein scheinen und die den Schiffen, die aus hoher See kommen, die gefährliche Nähe des Landes anzeigen.

Es liegt auf der Hand, daß während der langen Mußstunden meist nur von der großen Angelegenheit, von dieser außergewöhnlichen Reise und von ihren bestimmten Ergebnissen die Rede war. Meister Antifer hatte seine ganze moralische und physische Würde wiedergewonnen. Mit gespreizten Beinen, den Horizont nachlässig musternd, schritt er festen Ganges einher und suchte höchstens auf dem Gesicht des Frachtschiffers ein Zeichen von Uebelbefinden zu entdecken, das sich doch nimmermehr einstellen wollte.

Da rief er ihm die Worte zu:

»Nun, wie findest Du denn den Ocean?

– O, sehr viel Wasser, lieber Freund.

– Ja, freilich etwas mehr als in Deiner Rance! ...

– Gewiß, deshalb ist ein Fluß, der auch seinen Nutzen hat, doch nicht zu

unterschätzen ...

– Ich unterschätze ihn nicht, Frachtschiffer
... ich verachte ihn ...

– Lieber Onkel, fiel da Juhel ein, man darf
niemand verachten, und ein Fluß kann ja
auch seinen Werth haben ...

– Genau soviel wie ein Eiland!« fügte
Gildas Tregomain hinzu.

Da spitzte Meister Antifer die Ohren, denn
dieses Wort hatte seine schwache Stelle
getroffen.

»Gewiß, rief er, es giebt aber Eilande, die
unter solche ersten Ranges zu rechnen sind
... zum Beispiel das meinige!«

Dieses Fürwort deutete die Arbeit an, die
sich im Gehirn des Bretonen vollzogen
hatte – ein besitzanzeigendes Fürwort,
wenn es überhaupt eines gab. Jenes Eiland
im Golfe von Oman gehörte ihm ja nach
Erbrecht an.

»Doch, da von meinem Eiland die Rede ist, sag' einmal, Juhel, beobachtest Du denn auch alle Tage den Gang Deines Chronometers? ...

– Selbstverständlich, lieber Onkel; ich habe wirklich kaum je ein so vorzügliches Instrument gesehen.

– Und Deinen Sextanten?

– Seien Sie überzeugt, daß er dem Chronometer die Wage hält.

– Gott sei Dank, sie haben auch Geld genug gekostet.

– Wenn sie hundert Millionen einbringen sollen, ließ Gildas Tregomain sich vernehmen, da braucht man den Preis nicht so genau anzusehen.

– Ganz recht, Frachtschiffer!«

Das war auch in der That nicht geschehen, der Chronometer war im Atelier von Breguet gefertigt – mit welcher Sorgfalt,

bedarf keiner weiteren Erwähnung. Der Sextant erwies sich des Chronometers würdig und lieferte in geschickter Hand Winkelangaben bis auf weniger als eine Secunde. Was die Handhabung aber betraf, so konnte man sich schon auf den jungen Kapitän verlassen. Mit Hilfe dieser beiden Instrumente ließ sich die Lage der Insel also mit absoluter Genauigkeit bestimmen.

Neben diesem guten Zutrauen des Meister Antifer und seiner Gefährten auf ihre Meßinstrumente, hegten sie doch ein nur zu begründetes Mißtrauen gegen Ben Omar, den Testamentsvollstrecker Kamyk-Paschas. Davon sprachen sie sehr häufig und eines Tages sagte der Onkel zu seinem Neffen:

»Er gefällt mir nicht im geringsten, dieser Omar, und ich werde ein scharfes Auge auf ihn haben!

– Pah, wer weiß, ob wir ihn überhaupt in Suez wiederfinden, meinte der Frachtschiffer zweifelnd.

– Das wäre! rief Meister Antifer. Der erwartete uns doch wochen- und monatelang, wenn's sein müßte! ... War der Spitzbube nicht nach Saint Malo einzig aus dem Grunde gekommen, mir meine Breite abzuluchsen?

– Sie haben ganz recht, lieber Onkel, stimmte Juhel zu. Der ägyptische Federfuchser muß gut beobachtet werden. Meiner Ansicht nach ist er nicht viel Werth, und ich gestehe, daß mir sein Schreiber Nazim auch nicht mehr Werth erscheint.

– Ich denke wie Du, Juhel, ließ der Frachtschiffer sich vernehmen. Jener Nazim sieht mir ebensoviel wie ein Schreiber aus, als ich selbst das Aussehen ...

– Eines Theaterneulings habe! sagte Pierre-Servan-Malo, der seinen Kiesel im Munde umherrollte. Nein, genannter Schreiber sieht nicht so aus, als könne er Acten verfassen. Nun, in Aegypten ists ja nicht so sehr zu verwundern, wenn solche Federhelden das Aussehen von Beys mit

Sporen und Schnurrbart haben! ... Ein Unglück ist nur, daß er nicht französisch spricht ... Man hätte ihn vielleicht aushorchen können ...

– Ihn aushorchen, bester Onkel? Wenn Sie vom Principal nicht viel herausgebracht haben, dann glauben Sie mir, wäre das beim Schreiber noch weniger möglich gewesen. Ich meine, Sie sollten sich lieber jenes Saouk's erinnern ...

– Welches Saouk's? ...

– Jenes Sohnes Murad's, des Vetters von Kamylik-Pascha, jenes Mannes, der zu Ihren Gunsten enterbt wurde ...

– Nun, wenn der sich uns quer in den Wind legte, würd' ich ihm schon einen Cours geradeaus anweisen! Ist denn an dem Testamente noch zu deuteln? ... Was will er also von uns, jener Abkömmling von Paschas, denen ich mich verpflichte, alle Roßschweife abzukaufen? ...

- Und doch, lieber Onkel ...
- Ach was, ich kümmere mich um ihn
ebensowenig, wie um Ben Omar, und wenn
dieser Contractfabrikant krumme Wege
einschlägt ...
- Nimm Dich in Acht, lieber Freund!
ermahnte ihn Gildas Tregomain, von dem
Notar kannst Du nicht loskommen ... Er hat
das Recht, sogar die Pflicht, Dich bei
Deinen Nachsuchungen zu begleiten ... Dir
nach dem Eilande zu folgen ...
- Nach meinem Eilande, Frachtschiffer! ...
- Ja doch ... also nach Deinem Eiland! Das
Testament enthält ausdrücklich diese
Bestimmung, und da ihm eine Provision
von einem Procent, das heißt einer Million
Francs zusteht ...
- Eine Million Fußtritte soll er
bekommen!« rief der Malouin, dessen
Reizbarkeit bei dem Gedanken an die hohe

Belohnung, die Ben Omar erhalten sollte, wach gerufen wurde.

Das Gespräch wurde hier durch ein betäubendes Pfeifen unterbrochen. Der »Steersman«, der sich dem Lande stark genähert hatte, glitt eben zwischen der Spitze des Cap Saint Vincent und dem Felsen hin, der sich von diesem nach der Seeseite zu erhob.

Der Kapitän Cip unterließ es niemals, dem auf dem hohen Ufer liegenden Kloster einen Gruß zu entsenden, den der Prior durch seinen väterlichen Segen erwiderte. Einige alte Mönche erschienen auf einer Art Söller, und reichlich gesegnet umschiffte der Dampfer die äußerste Spitze, um nach Südosten zu steuern.

Während der Nacht und längs der Küste hin erkannte man das Leuchtfeuer von Cadix und kam durch die Bai von Trafalgar. Weiter dampfte der »Steersman« im Süden des Leuchthturms von Cap Spartel vorüber, ließ die schönen Hügel von Tanger mit

ihren hübschen weißen Landhäusern auf Steuerbord, und die terassenförmigen Abhänge hinter Tarifa auf Backbord liegen, während er in die Meerenge von Gibraltar einfuhr.

Von hier aus dampfte der Kapitän Cip, unterstützt durch die Strömung im Mittelmeere, schneller vorwärts, wobei er sich der Küste von Marokko näherte. Da kam Ceuta, ein in den Felsen gesprengtes spanisches Gibraltar, in Sicht; dann wurde ein Cours nach Südosten eingehalten und man ließ schon vierundzwanzig Stunden später die Insel Alboran hinter sich.

Eine herrliche Fahrt, deren Reize die Passagiere ruhig genießen konnten, während das Schiff sie längs der afrikanischen Küste hintrug. Es giebt kaum etwas Malerischeres als dieses Panorama mit seinen schön geformten Bergen im Hintergrunde, den vielfachen Einschnitten des Ufers und den Hafenstädten, die, von keinem Winter belästigt, plötzlich hinter hohen Küstenfelsen in grüner Umrahmung

auftauchen. Leider ist es nie historisch festgestellt worden, ob der Frachtschiffer diese Naturschönheiten auch nach Gebühr würdigte und sie in seiner Erinnerung die Reize der geliebten Rance zwischen Dinard und Dinan aufwogen. Das Gleiche gilt davon, als er das von seinem mit einem Fort bedeckten Spitzberge beherrschte Oran erblickte, als er das auf seiner Casbah amphitheatralisch aufgebaute Algier sah, oder das in großartigen Felsenmassen halb verlorene Bougie, Philippeville, das halb moderne, halb antike Bona, das tief hinten in seinem Golfe liegt.

Etwa gegenüber La Calle entfernte sich dann der »Steersman« mehr vom Lande und schlug die Richtung nach dem Cap Bona ein. Am Abend des 5. März hoben sich die Höhen von Karthago kurze Zeit von einem reinweißen Himmel ab, als die Sonne in einem Dunstschleier versank. Noch während der Nacht gelangte der Dampfer dann nach Umschiffung des Cap Bona in den östlichen Theil des

Mittelmeeres, das sich bis zu den
Hafenplätzen der Levante hinzieht.

Das Wetter hielt sich recht günstig.
Zuweilen gab es eine mäßige Böe, dazu
aber wölbte sich der schönste Himmel über
den Reisenden. So bekamen sie die Insel
Pantellaria in Sicht, vorzüglich den spitzen
Gipfel, einen ehemaligen Vulcan, der recht
wohl eines Tages wieder thätig werden
könnte. Der Untergrund dieses Theiles des
Meeres ist übrigens vom Cap Bona an bis
tief hinten im griechischen Archipel
vulcanischer Natur. Hier sind Inseln wie
Santorin und viele andre aufgestiegen, die
vielleicht einst selbst einen neuen Archipel
bilden.

Juhel hatte gewiß ganz recht, als er zu
seinem Onkel sagte:

»Es ist wirklich ein Glück, daß Kamyk-
Pascha nicht ein Eiland in dieser Gegend
gewählt hat, um seine Schätze zu
verbergen.

– Ja, das ist ein Glück ... ein großes Glück!« stimmte Meister Antifer ein.

Sein Gesicht wurde schon ganz bleich bei dem Gedanken, daß sein Eiland hätte aus einem Meer emporsteigen können, das immerfort durch unterirdische Gewalten beunruhigt wurde. Glücklicher Weise ist der Golf von Oman gegen Störungen dieser Art gesichert, kennt derartige Erschütterungen nicht, und die Insel lag gewiß noch an derselben Stelle, die ihre geographischen Coordinaten ergeben.

Nachdem der »Steersman« an den Inseln Gozzo und Malta vorübergekommen war, wandte er sich geraden Wegs der ägyptischen Küste zu.

Der Kapitän Cip bekam Alexandrien in Sicht. Hierauf steuerte er an dem Netze der Nilmündungen, einer Art Fächer zwischen Rosette und Damiette, vorbei, und wurde am Morgen des 7. März noch vor Port-Said nach dem Lande gemeldet.

Der Suezcanal war jener Zeit noch im Bau, er wurde ja erst 1869 eröffnet. Der Dampfer mußte also in Port-Said anhalten. Hier sind unter französischem Antrieb französische Häuser, Hütten mit spitzen Dächern, phantastische Villen längs eines schmalen Landstreifens emporgewachsen, der sich zwischen dem Meere, dem Canal und dem Menzalehsee hinzieht. Das ausgegrabne Erdreich diente zur Ausfüllung eines Theiles des hiesigen Sumpflandes, und die dadurch gewonnene Ebene trägt jetzt die Stadt, der es weder an einer Kirche, noch an einem Krankenhause oder an Werften fehlt. Malerische Bauwerke erheben sich mit der Front nach dem Mittelländischen Meere zu und der benachbarte See ist mit grünen Eilanden besäet, zwischen denen Fischerboote umhergleiten. Eine Art Rhede von zweihundertdreißig Hektar Oberfläche wird von zwei Dämmen geschützt, deren einer, der westliche, einen Leuchthurm hat und eine Länge von dreitausendfünfhundert Metern aufweist, während der andre, der östliche, siebenhundert Meter kürzer ist.

Meister Antifer und seine Freunde nahmen vom Kapitän Cip Abschied, dankten ihm aufrichtig für die gute Aufnahme, die sie auf seinem Schiffe gefunden hatten, und am nächsten Morgen schon begaben sie sich nach der Eisenbahn, die damals die Verbindung zwischen Port-Said und Suez herstellte.

Wäre der Canal jener Zeit schon vollendet gewesen, so hätte sich Juhel gewiß für die Fahrt durch denselben entschieden und Gildas Tregomain konnte sich zwischen den Ufergeländen der Rance glauben, obwohl die Bitterseen und die Ismailas weniger bretonisch als Dinan und mehr orientalisch als Dinard sind.

Und Meister Antifer? ... Der hätte nicht daran gedacht, diese Wunder anzuschauen, nein, weder die der Natur, noch die der Menschenhand, für ihn gab's ja auf der Erde nur einen einzigen Punkt, das Eiland des Golfes von Oman, sein Eiland, das wie ein glänzender Metallknopf sein ganzes Wesen hypnotisierte.

Er würde auch nichts von Suez sehen, der Stadt, die jetzt so viel genannt wird; sehr deutlich bemerkte er aber beim Verlassen des Bahnhofs zwei Männer, von denen der eine sich in höflichsten Grüßen überbot, während der andre seine orientalische Würde vollständig bewahrte.

Das waren Ben Omar und Nazim.

XI.

Worin Gildas Tregomain erklärt, daß sein Freund Antifer schließlich überschnappen könnte.

Der Testamentsvollstrecker, der Notar Ben Omar, und sein Schreiber befanden sich also richtig am Orte des Stelldicheins. Sie hätten sich wohl auch gehütet, auszubleiben. Schon vor einigen Tagen in Suez eingetroffen, erwarteten sie hier mit Ungeduld das Erscheinen des Malouins.

Auf ein Zeichen des Meisters Antifer rührten sich weder Juhel noch Gildas Tregomain von der Stelle. Alle drei gaben sich den Anschein, in einer Unterhaltung zu sein, in der sie Niemand stören konnte.

Ben Omar kam in der ihm zur zweiten Natur gewordenen ehrerbietigen Haltung auf sie zu.

Man schien sein Vorhandensein gar nicht zu bemerken.

»Nun endlich ... mein Herr ...« wagte er zu sagen, indem er seiner Stimme den liebenswürdigsten Ton verlieh.

Meister Antifer drehte nur den Kopf um, sah ihn an und hatte entschieden das Aussehen, als ob er ihn nicht kenne.

»Geehrter Herr ... ich bin es ... ich ... wiederholte der Notar sich verneigend.

– Wer ... Sie? ...«

Er hätte gar nicht deutlicher aussprechen können: was zum Teufel, will denn dieser Reißaus aus einem Mumiensarge von mir?

»Aber ... ich bin's ... Ben Omar ... der Notar aus Alexandrien ... Kennen Sie mich denn nicht?

– Kennen wir vielleicht diesen Herrn?« fragte Pierre-Servan-Malo.

Er wandte sich dabei, mit den Augen blinzelnd, an seine Gefährten, während der Kiesel im Munde einmal die rechte und dann die linke Wange ausblähte.

»Ich glaub' es, antwortete Gildas Tregomain, dem die Verlegenheit des Notars leid zu thun anfang. Das ist ja Herr Ben Omar, mit dem wir schon zusammenzutreffen das Vergnügen hatten ...

– ... Ah, wirklich ... wahrhaftig ... erwiderte Meister Antifer, als wenn er sich seiner endlich erinnerte. Ja, richtig ... Bon Omar oder Ben Omar? ...

– Ich selbst.

– Na ... was machen Sie denn hier?

– Wie ... was ich hier mache? ... Nun, ich erwarte Sie, Herr Antifer.

– Sie erwarten mich?

– Gewiß! Haben Sie denn ganz vergessen?
... Wir hatten ja verabredet, in Suez
zusammenzutreffen?

– Zusammenzutreffen? ... Weshalb denn?
antwortete der Malouin, der den Erstaunten
so vortrefflich spielte, daß es den Notar
wirklich verblüffte.

– Weshalb? ... Ei wegen des Testaments
Kamylk-Paschas ... wegen der vermachten
Millionen ... und wegen des Eilandes ...

– Sie dürften sich ausdrücken: meines
Eilandes, scheint mir!

– Jawohl, Ihres Eilandes ... Ich sehe, daß
sich Ihr Gedächtniß wieder einstellt ... und
da mir das Testament die Verpflichtung
auferlegt ...

– Ja, ja, das ist richtig, Herr Ben Omar ...
Adieu, Adieu! ...«

Und ohne sich mit einem auf Wiedersehen
zu verabschieden, veranlaßte er Juhel und

den Frachtschiffer durch ein Zeichen, ihm zu folgen.

Eben als sie sich vom Bahnhof entfernen wollten, hielt der Notar die kleine Gruppe noch einmal auf.

»Wo denken Sie in Suez zu wohnen? fragte er.

– Im ersten besten Hotel antwortete Meister Antifer.

– Würde Ihnen das passen, in dem ich mit meinem Schreiber abgestiegen bin?

– Das, oder ein andres, daran liegt ja nichts! Für die achtundvierzig Stunden, die wir uns hier aufhalten ...

– Achtundvierzig Stunden? wiederholte Ben Omar in einem Tone, der die schlimmste Unruhe erkennen ließ. Sie sind also noch nicht am Ziel Ihrer Reise?

– Nicht im geringsten, erklärte Meister Antifer. Jetzt haben wir noch eine Seefahrt

vor uns ...

- Seefahrt? unterbrach ihn der Notar, der schon erbleichte, als schwankte das Verdeck eines Schiffes unter seinen Füßen.
- Eine Seefahrt, die wir, wenn es Ihnen gefällig ist, an Bord des Packetbootes ›Oxus‹ ausführen werden, das den Dienst zwischen hier und Bombay versieht ...
- Bombay!
- Und das übermorgen von Suez abgehen wird. Ich lade Sie also ein, sich darauf Platz zu sichern, da uns Ihre Gesellschaft einmal aufgedrängt ist.
- Wo liegt denn aber jenes Eiland? fragte der Notar mit dem Ausdrücke heller Verzweiflung.
- Das liegt, wo es liegt, Herr Ben Omar!«

Damit begab sich Meister Antifer, begleitet von Juhel und Tregomain, nach dem nächsten Hotel, wohin ihr nicht

umfängliches Gepäck bald nachgebracht wurde.

Eine Minute später befand sich Ben Omar wieder bei Nazim, und ein Beobachter hätte sehen müssen, daß der angebliche Schreiber ihn nicht in respektvollster Weise empfing. O, ohne jenes Procent, das ihm von den Millionen zukam, und ohne die Angst, die ihm Saouk einflößte, hätte er mit Vergnügen den Erben Kamylik-Paschas mit sammt dem Testamente und der unbekannten Insel seines Weges ziehen lassen oder sich gar nicht darum gekümmert, wer sich etwa aufmachte, den Schatz zu heben.

Hätte Jemand etwa unserm Malouin gesagt, daß Suez früher von den Arabern Sueys und von den Aegyptern Kleopatris genannt worden war, so würde dieser sofort geantwortet haben:

»Bei dem Zwecke, um deswillen ich hierher kam, ist mir das völlig gleichgiltig!«

An den Besuch einiger Moscheen, einiger alten Bauwerke ohne besondern Charakter, zweier oder dreier Plätze, deren merkwürdigster der Getreidemarkt ist, oder eines nach dem Meere zustehenden Hauses, in dem einst General Bonaparte gewohnt hatte ... an dergleichen dachte das ungeduldige Männchen gar nicht. Juhel meinte dagegen, er könne die achtundvierzig Stunden nicht besser ausnützen, als durch eine Besichtigung der Stadt mit fünfzehntausend Seelen, deren unregelmäßige Wälle freilich in recht schlechtem Zustande waren.

Er und Gildas Tregomain trotteten also durch alle Straßen und Gassen, sahen sich die Rhede, wo fünfhundert Schiffe bei sechzehn bis zwanzig Meter Tiefe recht guten Ankergrund finden und gegen den hier fast stets wehenden Nordwest geschützt sind.

Suez betrieb schon einen nicht unbeträchtlichen Seehandel, ehe jemand an den heutigen Canal dachte – Dank der

Eisenbahn, die Kairo und Alexandrien verbindet. Durch seine Lage im Hintergrunde des Golfes, dem es seinen Namen entlehnt hat – ein Golf, der sich zwischen der ägyptischen Küste und der Landenge hundertsechsendachtzig Kilometer weit ins Land erstreckt – beherrschte diese Stadt das Rothe Meer und wird sich, wenn auch langsam, doch auch in Zukunft weiter entwickeln.

Meister Antifer hatte für so etwas, wie gesagt, nicht das geringste Interesse. Während die beiden andern durch die Straßen lustwandelten, verließ er fast gar nicht den herrlichen, in eine Promenade umgewandelten Strand. Er fühlte freilich, daß man ihn überwachte. Bald war es Nazim, bald wieder Ben Omar, der ihn nicht aus den Augen verlor, ohne daß sich einer von ihnen an ihn herangedrängt hatte. Er gab sich übrigens den Anschein, von dieser Ueberwachung nichts zu merken. In Gedanken versunken, auf einer Bank sitzend, überflog sein Blick den Horizont des Rothen Meeres und suchte noch

darüber hinauszudringen und zuweilen – so sehr unterlag seine Phantasie seiner fixen Idee – glaubte er das Eiland zu sehen – sein Eiland wie es aus dem Nebeldunst des Südens austauchte in Folge einer Luftspiegelung, die übrigens an solchen sandigen Küsten nicht selten und so täuschend sind, daß sich das Auge davon allemal beirren läßt.

Endlich, am 11. März, hatte das Packetboot seine Vorbereitungen zur Abfahrt vollendet und die nöthigen Kohlen eingenommen, die es zur Fahrt über den Indischen Ocean und zum Anlaufen gewisser Häfen brauchte.

Selbstverständlich hatten sich Meister Antifer, Gildas Tregomain und Juhel schon sehr frühzeitig an Bord begeben und auch Ben Omar und Saouk sich eingeschifft.

Das in der Hauptsache nur zum Waarentransport eingerichtete große Dampfschiff konnte doch auch Passagiere mitnehmen, von denen übrigens die meisten

nach Bombay gingen, und nur wenige in Aden und Mascat absteigen wollten.

Der »Oxus« lichtete um elf Uhr morgens die Anker und dampfte durch die lange Wasserstraße von Suez hin. Es wehte eine ziemlich frische Nordwestbrise, die nach Westen umzulaufen versprach. Da die Reise gegen vierzehn Tage in Anspruch nehmen sollte, weil unterwegs mehrmals angehalten wurde, hatte Juhel eine Cabine mit drei Lagerstätten belegt, die am Tage zum Ausruhen und nachts zum Schlafen dienen konnte.

Natürlich nahmen Saouk und Ben Omar eine andere Cabine ein, aus der Ben Omar jetzt gewiß nur immer für sehr kurze Zeit auftauchen würde. Meister Antifer, der dem Manne, den er nicht loswerden konnte, ihr gegenseitiges Verhältniß möglichst klar zu machen strebte, hatte mit der ihm eigenen Höflichkeit des Seebären den Notar in folgender Weise angelassen:

»Herr Ben Omar, wir fahren zwar in Gesellschaft, das versteht sich, doch jeder hält sich auf seiner Seite ... Ich mich auf der meinigen ... Sie sich auf der Ihrigen. Es wird genügen, wenn Sie zur Zeit bei der Hand sind, um meine Besitzergreifung zu bestätigen, und wenn das geschehen ist, hoffe ich, daß wir einander weder in dieser noch in jener Welt wieder begegnen werden!«

So lange der »Oxus« in dem durch die seitlichen Anhöhen des Isthmus geschützten Golfe hindampfte, verlief die Fahrt ebenso ruhig, wie über einen Binnensee. Als er aber in das eigentliche Rothe Meer einlenkte, fiel ihm die frische Brise, die von den arabischen Ebenen herwehte, recht anständig in die Flanke. Da erlagen viele Passagiere sehr bald der schlimmsten Seekrankheit. Nazim schien davon nicht belästigt zu werden – ebensowenig wie Meister Antifer, dessen Neffe und Gildas Tregomain, der in seiner Person die Ehre der Süßwasserschiffer rettete. Was den Notar betraf, so mußte man freilich darauf

verzichteten, seinen Zustand malen zu wollen. Er erschien nie auf dem Deck des Schiffes, und auch weder im Salon, noch im Diningroom. Man hörte ihn nur in seiner Cabine jammern, sah ihn aber während der ganzen Fahrt nicht wieder. Für das Männchen wäre es besser gewesen, als Mumie zu reisen. Der gutmüthige Lastschiffer, der mit dem armen Manne etwas Mitleid fühlte, besuchte ihn dann und wann einmal – was ja bei seiner Natur nicht zu verwundern ist. Meister Antifer dagegen, der es Ben Omar nicht vergessen konnte, daß er ihm seine Breite hatte entwenden wollen, zuckte nur die Achseln, als Gildas Tregomain es versuchte, ihm etwas Mitgefühl für den unglücklichen Passagier einzuflößen.

»Nun, Frachtschiffer, sagte er zu ihm, die rechte und die linke Wange immer abwechselnd aufblasend, ist denn Dein Omar nun ordentlich leer?

– Beinahe!

– Meinen Glückwunsch!

– Alter Freund, würdest Du denn nicht einmal zu ihm gehen? ... Nur ein einziges Mal? ...

– O gewiß, Frachtschiffer, gewiß! Ich werde gehen, sobald von ihm nur noch die äußere Schale übrig ist!«

Mit einem Manne, der das lachend herauspolterte, soll einer nun etwas anzufangen versuchen.

Blieb nun auch während der Fahrt jede Belästigung seitens des Notars aus, so erweckte doch dafür sein Schreiber Nazim bei Meister Antifer wiederholt ein nicht unbegründetes Mißtrauen. Er drängte sich ihm übrigens nicht etwa persönlich auf. Wozu auch? Sie hätten ja doch, da sie die gleiche Sprache nicht beherrschten, nicht mit einander reden können. Der angebliche Schreiber war jedoch immer in der Nähe und beobachtete alles, was der Malouin that, in einer Weise, als wäre er von seinem

Principal damit beauftragt worden. Der Meister Antifer verspürte die größte Lust, ihn über Bord zu werfen, vorausgesetzt, daß der Aegypter sich eine solche Behandlung gefallen ließ.

Die Fahrt durch das Rothe Meer hinunter war recht peinlich, – obwohl man jetzt von der erstickenden Hitze des Sommers hier noch nichts zu leiden hatte. Zu dieser Zeit kann man bekanntlich als Kesselheizer nur noch Araber gebrauchen, die noch nicht braten, wo Eier schon sieden.

Am 15. März erreichte der »Oxus« den engsten Theil der Straße Bab-el-Mandeb. Nachdem sie die englische Insel Perim zur Linken gelassen hatten, konnten die drei Franzosen auch einmal die Flagge ihres Vaterlandes begrüßen, die vom Fort Obock über der afrikanischen Küste wehte. Dann steuerte der Dampfer durch den Golf von Aden und auf den gleichnamigen Hafen zu, wo er einige Passagiere absetzen sollte.

Aden, wiederum ein Schlüssel zu dem Schatze des Rothen Meeres, der am Gürtel Großbritanniens hängt, dieser guten Haushälterin, die ihr Geschäft niemals vernachlässigt. Mit der Insel Perim, aus der England ein zweites Gibraltar gemacht hat, beherrscht es den Eingang zu jenem sechshundert Lieues langen Durchgang, der nach dem Indischen Ocean hinführt. Wenn der Hafen von Aden zum Theil versandet ist, so besitzt er doch im Osten einen weiten und bequemen Ankerplatz, und im Westen ein Bassin, in dem eine große Flotte Schutz finden könnte. Die Engländer haben hier seit 1823 Fuß gefaßt. Die jetzige Stadt, die schon im elften und zwölften Jahrhundert eine Periode der Blüte hatte, scheint sich mehr und mehr zum Handelsemporium des fernen Morgenlandes zu entwickeln.

Aden, das dreißigtausend Einwohner hat, zählte jetzt deren drei mehr. Für die Zeit von achtundvierzig Stunden war auch Frankreich hier durch die drei abenteuerlustigen Malouins –

Prachtexemplare der alten Armorica – vertreten.

Meister Antifer hielt es nicht für angezeigt, das Schiff erst zu verlassen. Er schimpfte vielmehr weidlich über den Aufenthalt, vorzüglich, da dieser es dem Notar ermöglichte, auf dem Verdeck des »Oxus« zu erscheinen, freilich in so erbärmlichem Zustande, daß er sich kaum herauf zu schleppen vermochte.

»Ah, sieh' da, Herr Ben Omar? sagte Pierre-Servan-Malo mit ironischem Ernste. Wahrlich, hätte Sie fast gar nicht wiedererkannt! ... Sie werden wohl nicht mehr bis ans Ziel der Reise kommen! ... Ich an Ihrer Stelle ... ich bliebe gleich in Aden zurück ...

– Das möcht' ich wohl gern, antwortete der Unglückliche, dessen Stimme zum schwachen Lispeln geworden war. Einige Tage der Ruhe könnten mich ja – wieder herstellen, und wenn Sie das nächste Packetboot abwarten ...

– Bedaure sehr, Herr Ben Omar. Ich hab' es eilig, Ihnen die für Sie bestimmte hübsche Tantieme auszuliefern, da kann ich mich unterwegs leider nicht aufhalten.

– Ist's denn noch weit von hier? ...

– Mehr als weit!« antwortete Meister Antifer, der mit der Hand einen Kreis von unglaublichem Durchmesser beschrieb.

Ben Omar schlich darauf wieder in seine Cabine. Das kurze Gespräch hatte ihm wenig Trost gewährt.

Juhel und der Frachtschiffer kehrten zur Zeit der Tafel wieder auf das Schiff zurück, ohne von ihren Erlebnissen zu erzählen, denn Meister Antifer hätte ihnen doch nicht zugehört.

Am Nachmittag des nächsten Tages stach der »Oxus« wieder in See, konnte aber von der indischen Amphitrite – Gildas Tregomain sagte »Amphitruite« – kein großes Rühmens machen. Die Göttin zeigte

sich eigensinnig, launisch, nervös, was man an Bord gar zu deutlich fühlte. Von Ben Omar wollen wir lieber schweigen. Doch wenn man den in ein Tuch gehüllt, nach dem Verdeck getragen, wenn man ihn, mit einer Kanonenkugel an den Füßen, nach dem Fußschemel der Göttin hinuntergesendet hätte, er würde nicht mehr Kraft gehabt haben, gegen das Unzeitgemäße dieser Bestattung zu protestieren.

Erst am dritten Tage ließ das schlechte Wetter nach, als der Wind nach Nordost umsprang, wodurch der Dampfer unter den Schutz der Küste von Hardramaut kam.

Wir brauchen wohl nicht zu versichern, daß Saouk, wenn er sich von den Unbilden der Fahrt auch körperlich keineswegs belästigt fühlte, doch geistig nicht in der gleich guten Verfassung war. Ihn wurmte es, von der Gnade des verwünschten Franzosen abhängig zu sein, ihm das Geheimniß der Insel nicht haben entlocken zu können und ihm folgen zu müssen, nach Mascat, nach

Sunate, nach Bombay, oder wo der »Oxus« sonst einen Hafen anlief – das war nicht dazu angethan, ihn bei guter Laune zu erhalten.

Diese Ungewißheit und Unkenntniß reizten Saouk im Gegentheil mit jeder Stunde mehr, er hätte jenes Geheimniß am liebsten den Eingeweiden des Meister Antifer entrissen.

Immer wieder bemühte er sich, einzelne zwischen diesem und seinen Begleitern gewechselte Worte aufzuschnappen. Da diese glaubten, daß er kein Französisch verstehe, konnte sie seine Anwesenheit nicht genießen. Doch auch das war vergeblich. Im Gegentheil schienen die Drei gegen den angeblichen Schreiber Verdacht zu haben, jedenfalls wichen sie ihm absichtlich aus, was Saouk natürlich nicht entgehen konnte.

Der »Oxus« hielt sich gegen zwölf Stunden in Birbat an der arabischen Küste auf. Von da aus steuerte er längs des Gebietes von

Oman hin und auf Mascat zu. Noch zwei Tage, und er mußte das Cap Raz-el-Had umschiffen und vierundzwanzig Stunden später die Hauptstadt des Imanats erreichen, womit Meister Antifer am vorläufigen Ziel seiner Reise ankam.

Es war übrigens die höchste Zeit. Je näher der Malouin seinem Ziele kam, desto nervöser und ungeselliger wurde er. Nur das ersehnte Eiland beschäftigte noch seine Gedanken, jene Gold- und Diamantengrube, die ihm angehörte. Er sah schon eine Höhle Ali Baba's vor sich, deren Eigenthum ihm gesetzmäßig im Lande der Tausend und eine Nacht, wohin Kamyk-Pascha ihn entführte, überwiesen worden war.

»Wißt Ihr, begann er eines Tages zu seinen Gefährten, daß, wenn das Vermögen des braven Aegypters ...«

Er sprach in familiärster Weise, wie etwa ein Neffe von dem amerikanischen Onkel

gesprochen hätte, dessen Hinterlassenschaft er antrat.

»... Wißt Ihr, daß ich, wenn jenes Vermögen aus Goldbarren bestanden hätte, sehr in Verlegenheit gekommen wäre, es nach Saint Malo zu befördern?

– Das glaube ich Dir, Onkel, antwortete Juhel.

– Ich meine doch, wagte der Frachtschiffer zu bemerken, wenn wir jeder unsern Reisesack, unsre Taschen und zur Noth auch die Hüte vollgestopft hätten ...

– Das sind nun Ansichten des Flußkleppers! rief Meister Antifer. Er stellt sich vor, man könne eine Million in der Hosentasche forttragen ...

– Ich dachte mir, lieber Freund ...

– Du hast wohl in Deinem Leben noch keine Million in Gold gesehen? ...

– Niemals ... nicht einmal im Traume!

– Und Du weißt auch nicht, was eine solche wiegt? ...

– Darum laß' ich mir kein graues Haar wachsen.

– Nun, ich, ich weiß es aber, Frachtschiffer, denn es hat mich gedrängt, es auszurechnen.

– Nun, wie viel denn?

– Ein Goldbarren im Werthe von einer Million wiegt ungefähr dreihundertzweiundzwanzig Kilogramm ...

– Nicht mehr?« warf Gildas Tregomain naiv ein.

Meister Antifer sah ihn von der Seite an. Dessen Bemerkung schien aber in so gutem Glauben gefallen zu sein, daß er sich entwaffnet fühlte.

»Und, fuhr er fort, wenn eine Million schon dreihundertzweiundzwanzig Kilogramm wiegt, so wiegen hundert Millionen

zweiunddreißigtausendzweihundert
Kilogramm!

– Oho! platzte Frachtschiffer heraus, – nur
nicht zu viel!

– Ja, weißt Du auch wie viele Menschen,
wenn jeder hundert Kilogramm trüge,
nöthig wären, um diese hundert Millionen
fortzuschaffen?

– Na, sag's nur, alter Freund!

– Dazu brauchte man wieder
dreihundertzweiundzwanzig. Da wir nun
blos ihrer drei sind, so kann man sich unsre
Verlegenheit vorstellen, wenn wir nach dem
Eiland kämen! Zum Glück besteht mein
Schatz aber in der Hauptsache aus
Diamanten und Edelsteinen ...

– Ja, ja, mein Onkel hat ganz recht, fiel
Juhel ein.

– Und ich möchte noch hinzusetzen, sagte
Gildas Tregomain, daß dieser Kamylik-

Pascha alles zum besten eingerichtet hat.

– O, jene Diamanten! rief Meister Antifer;
jene Diamanten, die man bei den
Juwelieren in Paris oder London so bequem
verkaufen kann! ... Das wird einmal ein
Handel werden! ... Natürlich nicht alle ...
nein, alle nicht!

– Du wirst nur einen Theil davon in Gold
umsetzen ...

– Jawohl, Frachtschiffer, natürlich!
erwiderte Meister Antifer, dessen Gesicht
zuckte, während seine Augen Blitze
sprühten. Ja wohl ... und im Voraus behalte
ich davon einen für mich ... einen
Diamanten im Werthe von einer Million ...
den ich im Brustlatz trage ...

– Im Brustlatz, alter Freund! bemerkte
Gildas Tregomain. Dann muß Du aber
strahlen! Ich glaube, es kann Dich gar
keiner mehr ansehen! ...

– Und einen zweiten für Enogate, erklärte Meister Antifer weiter. Das wird ein Kieselsteinchen, das sie noch hübscher machen wird.

– Nein, hübscher nicht, als sie's schon ist, Onkel! beeilte sich Juhel zu versichern.

– Gewiß, mein Herr Neffe, gewiß ... Dann giebt es noch einen dritten Diamanten für meine Schwester.

– Ach, für die gute Nanon! rief Gildas Tregomain. Sie wird dann ebenso geschmückt sein, wie zu Hause die Jungfrau Maria von der Rue Porçon. Alle Wetter, ich glaube, ich glaube, Du willst sie so putzen, daß ihr einer einen Heiratsantrag macht? ...«

Meister Antifer zuckte nur die Achseln, dann fuhr er fort:

»Und einen vierten Diamanten für Dich, Juhel, einen schönen Stein, den Du an der Busennadel tragen kannst ...

- Ich danke, lieber Onkel.
- Und einen fünften für Dich, Kapitän!
- Für mich? ... Wenns noch einer wäre, den ich an der Gallion der ›Charmante Amélie‹ anbringen könnte ...
- Nein, Frachtschiffer, an Deinem Finger ... in einem Ring ... einem Siegelring ...
- Ein Diamant an meinen großen, rothen Händen ... das wird mich kleiden, wie einen Franciskaner etwa Lackstiefeln, erwiderte der Frachtschiffer, indem er seine gewaltige Hand zeigte, die eher geeignet war, ein dreifaches Tau einzuholen, als mit Ringen zu flunkern.
- Thut nichts, Frachtfuhrmann! Es ist ja nicht unmöglich, daß sich eine Frau fände, die Dich wollte ...
- Ich bitte Dich, alter Freund! Es existiert ja eine hübsche und kräftige Witwe ... eine Gewürzkrämerin in Saint Servan ...

– Eine Höckerin ... Gewürzhändlerin! ... rief Meister Antifer. Stelle Dir einmal vor, welche Jammergestalt Deine Höckerin in unserer Familie spielen müßte, wenn Enogate erst einen Prinzen und Juhel seine Prinzessin geheirathet hat!«

Das Gespräch brach hiermit ab und der junge Kapitän konnte sich nicht enthalten, zu seufzen, wenn er dachte, daß sein Oheim noch immer an solcher tollen Idee festhielt. Wie würde er ihn wohl zur Vernunft bringen können, wenn es ein Unstern, ja, ein richtiger Unstern wollte, daß er in Besitz der Millionen des Eilandes kam?

»Ohne allen Zweifel, er verliert noch den Verstand, wenn das so weiter geht! sagte Gildas Tregomain zu Juhel, als sie allein waren.

– Das ist leider zu fürchten!« bestätigte Juhel, der seinem vor sich hinhurmehenden Onkel nachblickte.

Zwei Tage später traf der »Oxus« im Hafen von Mascat ein, und die drei Matrosen schleppten Ben Omar aus der Tiefe seiner Cabine. Doch in welchem Zustand! Er war nur noch ein Skelett ... oder vielmehr eine Mumie, da ihm noch die Haut über das Knochengerüst weghing!

XII.

In dem Saouk sich entschließt, die Hälfte des Schatzes Kamyk-Paschas zu opfern, um sich die andre Hälfte zu sichern.

Und als Gildas Tregomain Juhel bat, ihm auf der Karte seines Atlas den Punkt zu zeigen, wo Mascot lag, da wollte er kaum seinen Augen trauen. Der Exkapitän der »Charmante Amélie«, der Schiffer von der Rance, hierher geschafft ... so weit ... so weit ... bis nach den Meeren Asiens!

»Wir befinden uns also am Ende von Arabien, Juhel? fragte er, sein Glas auf der Nase zurecht schiebend.

– Ja, Herr Tregomain, am südlichsten Ende davon!

– Und der Golf da, der sich im Hintergrunde ausbreitet?

- Ist der Golf von Oman.
- Und der andre, der einer Pöckelkeule ähnelt?
- Das ist der persische Golf.
- Und die Meerenge, die sie verbindet?
- Ist die Straße von Ormuz.
- Und endlich das Eiland unsres Freundes?
- Das muß irgendwo im Golfe von Oman liegen ...
- Wenn es da liegt!« versetzte der Frachtschiffer, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Meister Antifer ihn nicht hören konnte.

Das Imanat von Mascat zwischen dem zweiundfünfzigsten und dem siebenundfünfzigsten Meridian und dem zweiundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten Breitengrade, erstreckt sich bei einer Länge von

fünfhundertvierzig über eine Breite von zweihundertachtzig Kilometern. Pachtweise gehört dazu auch noch ein Streifen der persischen Küste von Laristan bis Maghistan, ein zweiter Streifen an der Küste von Ormuz und Kistrim, ferner in Afrika der große Theil, der sich vom Aequator bis zum Cap Delgado – mit Zanzibar, Jula, Molinde und Sofala – hinzieht, alles zusammen ein Staat von einer halben Million Quadratkilometern – etwa so groß wie Frankreich – und mit zehn Millionen Einwohnern, Arabern, Persern, Hindus und Juden nebst vielen Negern. Der Iman ist also ein Herrscher, der eine gewisse Beachtung verdient.

Bei der Fahrt den Golf von Oman hinauf und in der Richtung nach Mascat war der »Oxus« an einem öden, unfruchtbaren und von hohen senkrecht abfallenden Wänden umrahmten Ufer vorübergekommen, das an einzelnen Stellen wie mit Burgen aus der Feudalzeit besetzt erschien. Etwas weiter rückwärts wölbten sich einige Hügel von etwa fünfhundert Meter Höhe, die ersten

Anfänge der Gebel-Achdar-Kette, die bis etwa tausend Meter ansteigt. Daß das Land so unfruchtbar ist, erklärt sich aus dem vollständigen Fehlen irgend eines bedeutenden Wasserlaufs. Immerhin vermögen die Umgebungen der Hauptstadt eine Bevölkerung von sechzigtausend Köpfen zu ernähren. An Weintrauben, Mangofrüchten, Pfirsichen, Feigen, Granatäpfeln, Wassermelonen, sauern und süßen Citronen und vorzüglich an Datteln giebt es hier Ueberfluß. Die Dattelpalme ist vor allem der Baum des arabischen Landes. Nach ihm schätzt man den Werth der Besitzungen und spricht z. B. von einem Gute von drei- oder viertausend Dattelpalmen, wie bei uns von einem solchen von drei- oder vierhundert Hektaren. Das Imanat treibt ziemlich schwunghaften Handel, da der Iman nicht allein das Staatsoberhaupt, sondern auch der Hohepriester und gleichzeitig der größte Kaufmann des Landes ist. Sein Königreich besitzt nicht weniger als zweitausend Fahrzeuge mit siebenunddreißigtausend Tonnen. Die

Kriegsflotte zählt gegen hundert Schiffe mit mehreren Kanonen, das Landheer bilden fünfundzwanzigtausend Mann. Das Einkommen des Herrschers wird auf dreiundzwanzig Millionen Francs berechnet. Selbst Besitzer von fünf Schiffen, hat er das Recht, die Schiffe seiner Unterthanen zum Besten seiner Geschäfte zu verwenden – was ihm gestattet, diesen eine ganz besondere Ausdehnung zu geben.

Der Iman ist der völlig unbeschränkte Herrscher seines Gebiets, das, zuerst von Albuquerque erobert, 1507 die portugiesische Oberhoheit abschüttelte. Seit einem Jahrhundert ganz unabhängig, wird das Imanat von den Engländern unterstützt, die ohne Zweifel darauf speculieren, nach dem Gibraltar in Spanien und dem Gibraltar von Aden, dem Gibraltar von Perim, auch noch ein Gibraltar des Golfes von Persien zu errichten. Die hartnäckigen Sachsen werden schließlich noch alle geeigneten Stellen der Erdkugel »gibraltarisieren«.

Meister Antifer selbst und seine Begleiter hatten sich um die politischen, die industriellen und commerciellen Verhältnisse des Landes vor der Abreise aus Frankreich nicht im mindesten gekümmert.

Für sie hatte das Imanat ja nicht das mindeste Interesse, als das einer Station auf der Fahrt nach einem der Eilande des Golfes.

Jetzt drängte sich ihnen aber gleichsam die Gelegenheit auf, den heutigen Zustand dieses Königreichs wenigstens etwas genauer kennen zu lernen, da sie sich in die Nothlage versetzt sahen, einen Consularbeamten Frankreichs in diesem Winkel Arabiens um Auskunft anzugehen.

Seit einem, 1841 zwischen dem Iman und der französischen Regierung abgeschlossenen Vertrag wohnte hier nämlich ein solcher Vertreter.

Ihm fällt es nur zu, seinen Landsleuten zur Seite zu stehen, wenn deren Geschäfte sie

bis zur Küste des Indischen Oceans führen.

Pierre-Servan-Malo hielt es also für angezeigt, diesen Consularagenten aufzusuchen. Die recht gut organisierte und deshalb spürsinnige Polizei des Landes hätte in dem Eintreffen der drei Fremden in Mascat etwas Verdächtiges sehen können, wenn diese nicht einen glaubhaften Grund für ihre Reise angaben. Selbstverständlich wollten sie ihr Geheimniß dabei nicht preisgeben.

Der »Oxus« sollte nach achtundvierzigstündigem Aufenthalt nach Bombay weitergehen. Meister Antifer und seine Begleiter schifften sich also sofort aus, ohne sich nach Ben Omar und Nazim auch nur umzusehen. Diesen lag es ja ob, sie im Auge zu behalten und sich ihnen anzuschließen, wenn sie die Nachsuchungen im Golfe unternahmen.

Meister Antifer an der Spitze, Juhel in der Mitte und Gildas Tregomain als Nachtrupp, begaben sie sich, von einem Führer geleitet,

nach einem englischen Hotel durch die Straßen und über die Plätze des modernen Babylon. Ihr Gepäck kam nach. Es versteht sich von selbst, daß der Chronometer, der kostbare Chronometer, der ihnen zur Auffindung der Länge des Eilandes dienen sollte, ganz besonders in Acht genommen wurde. Meister Antifer hatte ihn sogar eigenhändig tragen wollen. Ein Seemann hätte nicht so viel Rücksicht auf seine Gattin nehmen können, wie Meister Antifer auf dieses Instrument, das ihm immer die Pariser Zeit anzeigte.

Am meisten erstaunte der Frachtschiffer, sich hier in Mascat, wie der Doge von Genua am Hofe Ludwigs XIV. zu sehen.

Nachdem sie ihre Zimmer gewählt hatten, begaben sich unsre Reisenden zum Bureau des Consularagenten, der sehr erstaunt war, mit einem Male drei Franzosen auf seiner Schwelle erscheinen zu sehen.

Er war Provençale, etwa fünfzig Jahre alt und hieß Joseph Bard. Der Mann trieb

Handel mit Baumwolle und Manufacturen, mit indischen Shawls und chinesischer Seide, sowie mit gold- und silbergestickten Stoffen, die von den reichen Orientalen sehr begehrt werden.

Unter Landsleuten war die Bekanntschaft bald gemacht und alles Nothwendige besprochen.

Meister Antifer und seine Begleiter hatten zuerst ihren Namen und ihren Beruf angegeben. Ein Händedruck, und da bot der Agent ihnen auch schon einige Erfrischungen an und fragte sie nach dem Zwecke ihrer Reise.

»Ich habe nur selten Gelegenheit, Landsleute zu empfangen, sagte er, es ist daher ein Vergnügen für mich, Sie, meine Herren, bei mir zu sehen, und ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung.

– Wir sind Ihnen sehr dankbar, antwortete Meister Antifer, denn Sie können durch einige Auskunft über die Verhältnisse des

Landes uns einen großen Gefallen erweisen.

– Handelt es sich bei Ihnen nur um eine Lustreise? ...

– Ja und nein, Herr Bard. Wir sind alle drei Seeleute, mein Neffe, Kapitän der langen Fahrt, und Gildas Tregomain, früherer Befehlshaber der ›Charmante Amélie‹.

Meister Antifer, der seinen Freund zum »Befehlshaber« stempelte, sprach von dessen Flußschiff jetzt ganz wie von einer Fregatte.

»Und ich, ich bin Kapitän in der Küstenfahrt, setzte er hinzu. Wir sind von einem bedeutenden Hause in Saint Malo beauftragt, in Mascat oder in einem Hafenorte des Golfes von Oman oder auch des Persischen Meerbusens ein Handelscomptoir zu errichten.

– Mein Herr, antwortete Joseph Bard, sehr bereitwillig, ein Unternehmen zu

unterstützen, von dem er vielleicht selbst Nutzen ziehen konnte, ich kann Ihre Absicht nur loben und biete Ihnen meine Dienste an, Sie zu gutem Ende zu führen.

– Dann, mischte Juhel sich ein, gestatten wir uns, Sie zunächst zu fragen, ob es sich empfiehlt, ein solches Comptoir in Mascat oder in einer andern Stadt an der Küste zu eröffnen.

– Am besten in Mascat selbst, versicherte der Agent. Dieser Hafen nimmt durch seine Verbindungen mit Persien, Indien, Mauritius, la Réunion, Zanzibar und mit der Küste Afrikas täglich an Bedeutung zu.

– Und welche Artikel werden hier vorzugsweise ausgeführt? fragte Gildas Tregomain.

– Datteln, Rosinen, Schwefel, Fische, Copal, arabischer Gummi, Schildpatt, Rhinoceroshörner, Oel, Cocosnüsse, Reis, Hirse, Kaffee und Zuckerbackwerk.

– Zuckerbackwerk? wiederholte der Frachtschiffer, dessen Zungenspitze schon zwischen den Zähnen sichtbar wurde.

– Gewiß, mein Herr, bestätigte Joseph Bard, jenes Backwerk, das man hier zu Lande ›Hulwah‹ nennt und das aus Honig, Zucker, Gluten und Mandeln besteht.

– Das müssen wir kosten!

– So viel Du willst, erwiderte Meister Antifer. Doch kommen wir auf unsere Fragen zurück. Herr Bard war so freundlich, uns die wichtigsten Ausfuhrartikel zu nennen ...

– Denen noch die Erzeugnisse der Perlenfischerei im persischen Meerbusen hinzuzufügen wären, antwortete der Agent, eine Fischerei, deren Ertrag sich jährlich auf acht Millionen Francs beläuft ...«

Da hätte man sehen sollen, welche verächtliche Miene sich um den Mund des Meister Antifer legte. Perlen für acht

Millionen! Das ist was Rechtes in den Augen eines Mannes, der hundert Millionen Edelsteine sein eigen nannte!

»Freilich, fuhr Joseph Bard fort, befindet sich der Perlenhandel in den Händen von Hindukaufleuten, die sich eine Concurrenz nicht würden bieten lassen.

– Auch außerhalb Mascats? sagte Juhel.

– Auch außerhalb der Hauptstadt, wo die Händler, das muß ich Ihnen gestehen, es mit kritischem Blicke betrachten würden, wenn sich Fremde niederließen ...«

Juhel benützte diese Antwort, um das Gespräch auf ein andres Gebiet überzuleiten.

Die Hauptstadt des Imanats liegt nämlich genau unter $50^{\circ} 20'$ der Länge und $23^{\circ} 33'$ nördlicher Breite. Daraus ergab sich, daß die Lage des Eilandes etwas oberhalb derselben zu suchen war. Die Hauptsache blieb nur, Mascat unter dem Vorwand

verlassen zu können, daß man einen geeigneten Ort zur Einrichtung eines malouinischen Comptoirs aufsuchen wolle. Deshalb fragte auch Juhel, nachdem er erklärt, daß es rathsam sein möchte, vor einer endgiltigen Niederlassung in Mascat die andern Städte des Imanats zu besuchen, nach denen, die an der Küste lagen.

»Das ist zunächst Oman, antwortete Joseph Bard.

– Im Norden von Mascat? ...

– Nein, im Südosten.

– Und im Norden?

– Ist die bedeutendste Stadt Rostak.

– Am Golfe?

– Nein, im Innern.

– Und an der Küste?

– Ist es Sohar.

– Wie weit liegt das von hier?

– Etwa zweihundert Kilometer.«

Ein Augenblinzeln Juhels machte seinen Onkel auf die Wichtigkeit dieser Antwort aufmerksam.

»Und ist Sohar auch eine handelsthätige Stadt?

– Eine sehr thätige, der Iman residiert dort zuweilen, wenn es Seiner Hoheit gerade beliebt ...

– Seiner Hoheit!« wiederholte Gildas Tregomain.

Dieser Titel hatte für die Ohren des Lastschiffers offenbar einen angenehmen Klang. Eigentlich kam dieser nur dem Großtürken zu; Joseph Bard hielt es aber für angebracht, ihn auch auf den Iman anzuwenden.

»Seine Hoheit ist in Mascat, fügte er hinzu, und wenn Sie sich für eine Stadt

entschieden haben, meine Herren, wird es nöthig sein, seine Genehmigung zur Errichtung eines Comptoirs einzuholen.

– Die uns Seine Hoheit hoffentlich nicht verweigern wird? versetzte der Malouin.

– Im Gegentheil, versicherte der Agent, er wird sich beeilen, sie gegen klingende Münze zu ertheilen.«

Meister Antifer machte eine Bewegung, als wollte er sagen, daß er bereit sei, königlich zu bezahlen.

»Wie gelangt man nach Sohar? fragte Juhel.

– Mit einer Karawane.

– Mit einer Karawane! ... rief der Frachtschiffer etwas beunruhigt.

– Ja, erklärte Joseph Bard, wir haben im Imanat weder Eisenbahnen, noch Tramways, nicht einmal Postverbindungen. Der Weg dahin wird im Karren oder auf dem Rücken eines Maulesels zurückgelegt,

wenn man es nicht vorzieht, zu Fuß zu gehen ...

– Solche Karawanen ziehen aber wohl nur nach längeren Zwischenräumen aus? fragte Juhel.

– Entschuldigen Sie, erwiderte der Consularagent. Der Handel zwischen Mascat und Sohar ist ziemlich lebhaft, und gerade morgen ...

– Morgen? fiel Meister Antifer ein. Das trifft sich gut, morgen werden wir uns einkarawanen!«

Die Aussicht, »sich einzukarawanen,« wie sein Freund sich ausdrückte, erschien Gildas Tregomain keineswegs verlockend, und die Grimasse, die er dabei zog, ließ das deutlich genug erkennen. Nun war er indeß nicht nach Mascat gekommen, um seinen Kopf aufzusetzen, und so mußte er sich wohl entschließen, auch in der beschwerlichsten Weise mit weiter zu reisen.

Immerhin glaubte er bezüglich dieser Fahrt von Mascat nach Sohar eine Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen.

»So schieß' los, ermunterte ihn Meister Antifer.

– Nun, sagte Gildas Tregomain, wir sind doch alle Drei Seeleute, nicht wahr?

– Alle Drei, bestätigte sein Freund, der dabei freilich einen Seitenblick auf den Kapitän der ›Charmante Amélie‹ fallen ließ.

– Ich sehe deshalb nicht ein, fuhr der Frachtschiffer fort, warum wir nach Sohar nicht zu Wasser gehen sollten. Zweihundert Kilometer ... mit einem soliden Fahrzeuge ...

– Ja, warum nicht, stimmte da Meister Antifer zu, dadurch könnten wir Zeit gewinnen.

– Gewiß, erklärte Joseph Bard, und ich würde der Erste sein, das anzurathen, wenn

damit nicht gewisse Gefahren verknüpft wären.

– Welche Gefahren? fragte Juhel.

– Der Golf von Oman ist nicht sicher, meine Herren. Vielleicht an Bord eines größeren Handelsschiffes mit nicht zu schwacher Besatzung dürfte nichts zu fürchten sein.

– Fürchten? polterte Meister Antifer heraus. Fürchten? Etwa Windstöße oder so einen kleinen Sturm?

– Nein, aber Seeräuber, die in der Nähe der Meerenge von Ormuz nicht so selten sind.

– Teufel!« rief der Malouin.

Wir müssen ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu versichern, daß er sich vor den Piraten selbst keineswegs fürchtete, nur wegen der Rückfahrt, wenn er die Millionen bei sich führte, war er etwas besorgter.

Auf jene Bemerkung des Agenten hin entschlossen sich die Reisenden auch, den Heimweg nicht zur See zu nehmen. Sie wollten mit einer Karawane abreisen und mit einer solchen zurückkehren, da das offenbar die größte Sicherheit bot. Gildas Tregomain mußte sich also bequemen, mit über Land zu gehen, empfand aber doch einige Unruhe, wie er dabei fortkommen würde.

Die Verhandlung brach hiermit ab. Die drei Franzosen waren sehr erfreut, einen französischen Agenten getroffen zu haben. Bei der Rückkehr wollten sie ihm einen Besuch abstatten, sie versprachen, ihm über ihre Unternehmung auf dem Laufenden zu halten und sich nur nach seinen Rathschlägen zu richten. Der Schlaukopf Antifer ließ sogar durchblicken, daß die Gründung eines Comptoirs gewiß recht umfängliche Geschäfte zur Folge haben werde, deren Nutzen der Agentur zufließen müßte.

Ehe sie sich trennten, wiederholte Joseph Bard seine Empfehlung, sich bei Seiner Hoheit vorzustellen, und erbot sich übrigens, eine Audienz für die distinguierten Fremdlinge zu vermitteln.

Die genannten distinguierten Fremdlinge machten sich wieder auf den Weg nach dem Hôtel.

Inzwischen conferierten Ben Omar und Nazim in einem Zimmer des nämlichen Hôtels miteinander, und es versteht sich von selbst, daß es dabei von Seiten Saouk's zuweilen recht heftig herging.

Der angebliche Schreiber und der Notar waren in Mascat angekommen. Gut. Noch wußten sie aber nicht, ob Mascat auch das Endziel der Reise sei oder ob Meister Antifer sie noch darüber hinausführen werde. Das zu wissen war aber die Pflicht des einfältigen Omar, der es zu erfahren ja ein Recht hatte, und doch war dieser bisher nicht weiter gekommen als der falsche Nazim.

»Das kommt davon, wenn man so schauderhaft seekrank wird! zankte Nazim. Du hättest auch besser daran gethan, gesund zu bleiben!«

Ja, das meinte der Notar wohl auch ... ebenso wie er gern mit diesem Schelm von Franzosen gesprochen, in sein Geheimniß eingedrungen wäre und erfahren hätte, wo der Schatz niedergelegt war.

»Beruhigen sich Eure Excellenz, antwortete Ben Omar; noch heute werd' ich den Herrn Antifer sehen und alles erfahren ... das heißt, wenn es nicht noch einmal zu Schiffe weiter geht!«

Daß der Notar Kenntniß von der Oertlichkeit bekommen mußte, wohin der Legatar Kamyk-Paschas sich begab, um sich in Besitz seiner Erbschaft zu setzen, stand ja außer Frage. Da das Testament die Mitbewesenheit des Testamentsvollstreckers, also Ben Omar's, dabei ausdrücklich vorschrieb, konnte Meister Antifer ihm diese ja nicht

vorenthalten. Anders lag es nur, wie Saouk, wenn das Eiland erreicht war und seine Schätze ausgeliefert hatte, sie ihrem Eigenthümer rauben könne. Auf diese vom Notar öfters wiederholte Frage hatte er niemals eine Antwort gegeben, einfach, weil er keine zu geben wußte. Jedenfalls würde er vor keinem Mittel zurückschrecken, sich ein Vermögen anzueignen, das er für das seinige ansah und um das ihn Kamyk-Pascha zu Gunsten eines ganz Fremden gebracht hatte. Das erschreckte Ben Omar, den einfachen, versöhnlichen Notar, der Gewaltmitteln abhold war, schon im voraus, denn er wußte, daß Seine Excellenz das Leben eines Menschen ebenso hoch schätzte, wie eine vertrocknete Feige. Jetzt handelte es sich nur darum, die weitere Entwicklung der Angelegenheit sorgsam zu verfolgen und je nach Umständen zu handeln, wenn der Malouin seine Schätze erst in der Hand hätte.

Darüber einigten sich beide, freilich erst nach furchtbaren Drohungen gegen Ben

Omar und nachdem Saouk ihm wiederholt hatte, daß er ihn für den Ausgang verantwortlich mache. Damit ging Seine Excellenz fort und legte ihm ans Herz, auf die Rückkehr Meister Antifer's nach dem Hotel ein Auge zu haben.

Diese Rückkehr erfolgte übrigens erst spät am Abend. Gildas Tregomain und Juhel hatten sich das Vergnügen gegönnt, durch die Straßen von Mascat zu flanieren, während Meister Antifer – in Gedanken – einige hundert Kilometer weiter östlich auf seiner Insel umherspazierte. Man hätte ihn gar nicht über den Eindruck fragen dürfen, den die Hauptstadt des Imanats auf ihn machte, ob ihre Straßen belebt, ihre Läden reich ausgestattet wären, oder ob die aus Arabern, Indiern und Persern gemischte Bevölkerung irgend einen originellen Typus aufweise. Er hatte nichts sehen wollen, während Juhel und der Frachtschiffer sich lebhaft für alles interessierten, was ihnen in dieser so orientalisch gebliebenen Stadt vor Augen kam. Sie waren stehen geblieben vor den Magazinen mit Waaren aller Art, mit

Turbans, Gürteln, Wollenmänteln, rohen Baumwollstoffen und mit den, »Mertaban« genannten Oel- und Weinkrügen, deren Färbung durch ihr Email schimmerte. Angesichts der schönen Sachen dachte Juhel daran, wie sich Enogate über den Besitz derselben freuen würde. Welch reizendes Andenken an diese recht unzeitige Reise müßten sie für sie bilden! Und gewiß würde sie sich glücklicher schätzen, diese wunderbar gearbeiteten Kleinigkeiten, diese Nichtse von künstlerischem Werth, aus der Hand ihres Verlobten zu erhalten, als sich mit den prächtigen Diamanten ihres Oheims zu schmücken.

Das meinte auch Gildas Tregomain, denn er sagte zu seinem jungen Freunde:

»Wir wollen doch dieses Halsband für die Kleine kaufen und Du übergiebst es ihr bei der Heimkehr.

– Bei der Heimkehr! antwortete Juhel seufzend.

– Und auch den hübschen Ring hier ... was sag' ich? ... nur einen Ring ... nein, zehn Ringe, einen für jeden Finger ...

– Woran mag meine arme Enogate jetzt wohl denken? murmelte Juhel.

– An Dich, mein Junge, gewiß immer nur an Dich ...

– Und wir sind Hunderte von Meilen von einander getrennt!

– Halt! Vergessen wir auch nicht, eine Schachtel mit dem vortrefflichen Zuckergebäck, das uns Herr Joseph Bard so sehr empfohlen hat, auszuwählen!

– Es ist da, bemerkte Juhel, vielleicht rathsam, es erst zu kosten, ehe wir es kaufen.

Nein, mein Junge, nein! erwiderte Gildas Tregomain. Ich bin der Meinung, daß Enogate als die erste davon naschen soll ...

– Und wenn ihr das Zuckerbackwerk nicht schmeckt? ...

– O, sie wird es schon köstlich finden, da Du ihr's so weit her mitgebracht hast.«

Ja, der vortreffliche Seeheld verstand sich auf das Herz junger Mädchen, obwohl keine – weder in Saint Malo, noch in Saint Servan oder in Dinard – je daran gedacht hatte, Frau Tregomain zu werden!

Kurz, beide bedauerten keineswegs ihren Spaziergang durch die Hauptstadt des Imanats, die mehr als eine große europäische Stadt um ihr gefälliges Aeußere und ihre Sauberkeit hätte beneiden können – mit Ausnahme seiner Vaterstadt, die Pierre-Servan-Malo nun einmal für eine der ersten der Welt ansah.

Juhel bemerkte übrigens, daß die Polizei hier sehr streng von zahlreichen, etwas verdächtig erscheinenden Beamten ausgeübt wurde.

Diese Leute verfehlten auch nicht, alle Schritte der in Mascat gelandeten Fremdlinge zu beobachten, vorzüglich da sich diese über den Zweck ihres Hierherkommens ganz ausschwiegen. Im Gegensatz zu den polizeilichen Scheerereien mancher europäischer Staaten, die die Vorzeigung eines Passes verlangen und eine Menge gestrenger Fragen stellen, begnügte man sich hier jedoch wahrscheinlich damit, den Malouins so weit, wie es diesen beliebte, nachzugehen, man enthielt sich voraussichtlich aber jeder indiscreten Frage. So geschah es auch; doch da sie den Fuß einmal auf das Gebiet des Imanats gesetzt hatten, sollten sie nicht wieder von hier fortkommen, ohne daß der Iman über ihre Absichten unterrichtet war.

Zum Glück argwöhnte Meister Antifer davon nichts, denn er hätte dann mit Recht für den Ausgang seines Abenteuers gefürchtet. Hundert Millionen einem Eilande des Golfes von Oman zu entnehmen, das hätte Seine – für Ihre Interessen sehr besorgte – Hoheit gewiß

nicht zugegeben. Wenn in Europa der Staat die Hälfte eines gefundenen Schatzes beansprucht, so zögert in Asien der Souverän, der hier der Staat ist, nicht im mindesten, gleich alles einzustecken.

Als Meister Antifer ins Hôtel zurückgekehrt war, konnte sich Ben Omar nicht enthalten, ihn mit einer unklugen Frage zu behelligen. Nachdem der Notar die Zimmerthür sehr vorsichtig ein wenig geöffnet hatte, begann er mit einschmeichelnder Stimme:

»Dürfte ich vielleicht erfahren? ...

– Was?

– Erfahren, Herr Antifer, welche Richtung wir nun einschlagen?

– Erste Straße rechts, zweite links und dann immer geradeaus!«

Und damit stieß ihm Meister Antifer die Thür vor der Nase zu.

XIII.

In dem Gildas Tregomain ziemlich glücklich auf einem »Schiff der Wüste« segelt.

Am frühen Morgen des 23. März verließ eine Karawane die Hauptstadt des Imanats und folgte einem Wege ganz in der Nähe der Küste.

Eine wirkliche Karawane, und eine, wie sie der Frachtschiffer durch das Gebiet der Illet-Villaine noch nie hatte ziehen sehen, das gestand er Juhel ein, der sich darüber keineswegs wunderte. Die Karawane zählte gegen hundert Araber und Hindus und eine etwa gleiche Anzahl Saumthiere. Bei dieser numerischen Stärke war eine Gefährdung der Reise ausgeschlossen. Jedenfalls brauchte man von Landpiraten, die nicht einmal so gefährlich sind wie Seepiraten, keinen Handstreich zu fürchten.

Unter den Eingebornen befanden sich zwei oder drei jener Kaufleute oder Händler, von denen der französische Agent gesprochen hatte. Sie reisten ohne Prunk und Aufwand und dachten nur an die Geschäfte, die sie nach Sohar riefen. Von Fremden war nur unsre Reisegesellschaft bei dem Zuge.

Nazim und Ben Omar hatten sich vorgesehen, den Aufbruch der Karawane nicht zu versäumen. Von Meister Antifer, der daraus kein Geheimniß machte, unterrichtet, daß diese am folgenden Morgen abziehen sollte, hatten sie sich darauf eingerichtet. Der Malouin hatte sich um Ben Omar und dessen Schreiber sonst natürlich gar nicht gekümmert. Ihre Sache war es ja, ihm wohl oder übel nachzufolgen, ohne daß er sich darum zu sorgen brauchte. Er hatte sich auch wie früher vorgenommen, sie gar nicht zu kennen, und als er sie inmitten des Zuges gewahr wurde, beehrte er sie gar nicht mit einem Gruße, der Frachtschiffer aber wagte vor seinem drohenden Blicke nicht einmal, den Kopf nach ihrer Seite zu wenden.

Zum Transport der Reisenden und der Waarenfracht dienten Kameele, Maulthiere und Esel, denn an die Benützung eines Wagens irgendwelcher Art war hier gar nicht zu denken. Auf dem holprigen, ungebahnten und zuweilen sumpfigen Wege wäre auch das leichteste Gefährt nicht vorwärts gekommen. So ritten denn alle, wie es ihnen gerade beliebte.

Zwei mittelgroße, kräftige und muntre Maulthiere trugen Onkel und Neffen, die sie von jüdischen Verleihern in Mascat zu gutem Preise erhalten hatten. Auf ein paar Pistolen mehr oder weniger konnte es Meister Antifer hierbei ja nicht ankommen. Ein für das Gewicht Gildas Tregomain's geeignetes Maulthier war freilich um keinen Preis aufzutreiben gewesen. Für den Exkapitän der »Charmente Amélie« hatte also ein noch kräftigeres Thier beschafft werden müssen.

»Höre, Frachtfuhrmann, Du bringst uns wirklich in Verlegenheit! hatte der »höfliche« Meister Antifer ihn angelassen,

nachdem alle probierten Maulthiere zurückgeschickt worden waren.

– Ja, was willst Du denn, alter Freund? – Du brauchtest mich ja nur ruhig zu Hause zu lassen! – Weißt Du, ich werde hier in Mascat bleiben und Eure Rückkehr abwarten.

– Nimmermehr!

– Ich kann mich aber doch nicht in einzelnen Stücken wegtragen lassen ...

– Herr Tregomain, fiel da Juhel ein, würden Sie etwas dagegen haben, sich eines Kameels zu bedienen?

– Ganz und gar nichts, mein Junge, wenn das Kameel darunter nicht zu sehr zu leiden hat.

– Das wäre eine Idee! rief Meister Antifer. Er würde vortrefflich aufgehoben sein auf einem jener Kameele ...

– Die man mit Recht »Schiffe der Wüste« nennt, setzte Juhel hinzu.

– Also ein Schiff der Wüste her!« begnügte sich der nachgiebige Frachtschiffer zu antworten.

So thronte denn Gildas Tregomain heute rittlings zwischen den beiden Höckern eines kräftigen Wiederkäuers. Das mißfiel ihm keineswegs. An seiner Stelle wäre wohl mancher stolz gewesen. Wenn das auch bei ihm zutraf, so ließ er doch nichts davon merken, sondern bemühte sich nur, sein Schiff nach besten Kräften zu steuern. Als die Karawane dann eine etwas schnellere Gangart annahm, wurde die Bewegung des Thieres freilich etwas stoßend. Der Frachtschiffer erfreute sich aber eines so prallen Fettpolsters, daß es dieses »Stampfen des Schiffes« zum größten Theile ausglich.

Am Ende der Karawane, wo er mit Vorliebe blieb, trottete Saouk auf einem etwas lebhaften Maulthiere als sattelfester Reiter

dahin. Neben ihm, oder doch immer aufmerksam, nicht zurückgelassen zu werden, hockte Ben Omar auf einem so kleinen Eselein, daß seine Füße die Erde streiften – wodurch er vor einem gefährlicheren Sturze gesichert war. Ein Maulthier zu besteigen, dazu wäre der Notar nicht zu bewegen gewesen; von einem solchen fällt man zu hoch herunter. Uebrigens sind die arabischen Maulthiere sehr muthwillig und eigensinnig, und es bedarf einer starken, geübten Hand, sie im Zaume zu halten.

Die Karawane legte mit einer Tagreise, bei zweistündiger Mittagsrast, etwa zehn Lieues zurück. Ohne eine unerwartete Verzögerung mußte Sohar binnen vier Tagen erreicht sein.

Vier Tage erschienen Meister Antifer, dem immer die eiligste Besitzergreifung seines Eilandes durch den Kopf ging, eine unendlich lange Zeit. Und doch sah er sich jetzt dem Endziele seiner abenteuerlichen Reise so nahe. Das machte ihn aber so

unruhig, so nervös, daß seine Begleiter ihm kein Wort mehr entlocken konnten und sich darauf beschränkt sahen, nur mit einander zu plaudern.

So machte der Frachtschiffer von der Höhe seines Wiederkäuers, zwischen dessen Höckern er hin und her schwankte, die Bemerkung:

»Juhel, unter uns, glaubst Du überhaupt an den Schatz Kamylik-Paschas?

– Hm! erwiderte dieser zögernd, die Sache gleicht mir zu sehr einer Phantasmagorie!

– Juhel ... wenn's nun jenes Eiland gar nicht gäbe? ...

– Nun, das auch angenommen, Herr Tregomain, wie aber, wenn sich gar kein Schatz daselbst vorfände? ... Dann muß es mein Onkel machen wie jener berühmte Marseiller Kapitän, der nach Bourbon absegelte und, weil er Bourbon nicht hatte

finden können, nach Marseille zurückkehrte.

– Das würde ein furchtbarer Schlag für ihn sein, Juhel, und ich bezweifle, daß sein Gehirn den aushielte!«

Selbstverständlich hüteten sich der Frachtschiffer und sein junger Freund, derlei Hypothesen in Gegenwart Meister Antifer's laut werden zu lassen. Die Ueberzeugung des Starrkopfs hätte doch nichts zu erschüttern vermocht. Ein Zweifel an dem Vorhandensein des ungeheuern Schatzes auf dem, seiner Lage nach nur ihm bekannten Eiland war ihm noch gar nicht in den Sinn gekommen. Höchstens beunruhigten ihn gewisse Schwierigkeiten, die er bei der schließlichen Ausführung seines Vorhabens fürchtete.

Die Heimreise verlief ja wahrscheinlich ohne Hindernisse. Von Sohar aus sollte ein Fahrzeug gechartert werden, damit wollte er zur Aufsuchung des Eilandes ausziehen, dann die drei Fässer ausgraben ... darin lag

nichts, was den so entschlossenen Sinn unsres Malouin hätte lähmen können. Hier mit dem Frachtschiffer und Juhel sich unter einer ganzen Karawane mit über Land tragen zu lassen, war ja die leichteste Sache der Welt. Auch die Ueberführung des Schatzes vom Eiland nach Sohar machte voraussichtlich keine Schwierigkeiten. Um aber nach Mascat zurückzukommen, mußten die mit Gold und edlem Gestein gefüllten Fässer auf Lastthiere, ganz wie die gewöhnlichen Waaren, verladen werden, die auf diese Weise längs der Küste hin befördert wurden. – Wie sollten sie aber endlich eingeschifft werden, ohne die Aufmerksamkeit der Zollbeamten zu erregen ... ohne dafür einen sehr großen Ausfuhrzoll erlegen zu müssen? ... Vielleicht legte dann gar noch der Iman Beschlagnahme darauf, als auf einen in seinem Gebiete gefundenen Schatz, denn Meister Antifer mochte immer von »seinem Eiland« sprechen ... Kamyk-Pascha hatte ihm das ja doch nicht rechtskräftig vererben können, es gehörte vielmehr zweifellos zum Imanat von Mascat!

Das waren, von allen übrigen ganz abgesehen, Schwierigkeiten, die einem wohl den Kopf verdrehen konnten. Welch wahnwitzige Idee aber auch von dem reichen Aegypter, seine Schätze einem Eiland im Golfe von Oman anzuvertrauen! Es gab ja in manchen Meeren Hunderte, ja, Tausende solcher Inseln, z. B. unter den unzähligen Gruppen im Stillen Ocean, die ganz unbeachtet sind und deren Besitz von niemand beansprucht wird, wo der Erbe jene Schätze hätte erheben können, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken.

Doch an der Sachlage war ja nichts zu ändern. Das Eiland nahm seit der geologischen Gestaltung unsres Erdsphäroids eine gewisse Stelle im Golfe von Oman ein und lag da bis zum Ende der Welt. Ja, wenn man es hätte ins Schlepptau nehmen und so bis vor Saint Malo bringen können!

Man wird zugeben, daß Meister Antifer von schweren Sorgen bedrückt wurde, die sich in Paroxysmen innrer Wuth umsetzten. Der

bedauernswerthe Mann grübelte nur immer, sprach kein Wort, ritt allein dahin und versetzte seinem Maulthiere zuweilen einen so unverdienten Hieb, daß er sich gar nicht hätte beklagen können, wenn dieses einmal ausschlug und seinen Reiter aus dem Sattel brachte.

Juhel errieth wohl, wie es mit seinem Onkel stand, wagte aber nicht dreinzureden. Auch Gildas Tregomain erkannte von seinem hohen, zweihöckerigen Reitthiere aus recht gut, was im Gehirn seines Freundes vorging. Beide mußten darauf verzichten, dieser seelischen Erregung Einhalt zu thun, und warfen sich nur dann und wann verständnißvolle Blicke zu.

Der erste Tag brachte ihnen nicht zu große Anstrengung – vielleicht außer der warmen Luft. Das Klima des südlichen Arabiens nahe dem Wendekreis des Krebses ist für Europäer oft schon sehr lästig. Ein glühender Wind kommt meist von der Seite der Berge her, gegen den die schwache Brise vom Meere nicht aufkommen kann.

Nach Westen hin strebt die Wand der Höhen von Gobel empor, von der die Sonnenstrahlen wie von einem Hohlspiegel zurückzuprallen scheinen. In der trocknen Jahreszeit ist dann auch die Nacht erstickend und an Schlaf gar nicht zu denken.

Wenn die drei Franzosen am ersten Reisetage doch nicht besonders zu leiden hatten, rührte das daher, daß die Karawane durch die bewaldeten Ebenen nahe der Küste hinzog. Die Umgebung Mascats hat ausnahmsweise eine ziemlich üppige Vegetation. Auf den trockneren Bodenstellen baut man hier Hirse, und Reis da, wo das Land von Sümpfen durchfeuchtet ist. Bananenwälder bieten reichlichen Schatten, ebenso die Mimosen, von denen das Gummi arabicum kommt, dessen ausgedehnter Export eine hervorragende Einnahmequelle des Landes bildet.

Gegen Abend wurde das Lager an einem kleinen Flusse aufgeschlagen, der, von den

Bergquellen des Westens gespeist, trag nach dem Golfe zu fließt. Ihrer Zäume entledigt, weideten die Thiere nach Belieben und ohne Aufsicht, da sie an die regelmäßigen Ruheplätze des Zuges gewöhnt sind. Onkel und Neffe ließen ihre Maulthiere auch mit frei umherlaufen – was Saouk, sobald die Karawane anhielt, ebenfalls that. Das Kameel des Frachtschiffers kniete zur Stunde des Gebets wie ein gläubiger Moslem nieder, und herabkletternd streichelte Gildas Tregomain den Kopf des willigen Lastträgers. Ben Omar's Esel blieb ganz plötzlich stehen, und da sein Reiter nicht sofort abstieg, bockte das Thier und warf das Männchen dadurch einige Schritte weit auf die Erde hin. Gleich einem Muselman im Gebet, lag der Notar, mit dem Gesicht nach Mekka gewendet, der Länge nach da. Wahrscheinlich lag es ihm aber näher, tüchtig zu schimpfen, als Allah seine Verehrung darzubringen.

Die Nacht verlief in dem, gegen vierzig Kilometer von Mascat entfernten Lager ohne jede Störung, und früh am nächsten

Morgen setzte sich der Zug nach Sohar zu wieder in Bewegung.

Hier wurde die Landschaft nun offener. Bis zum Horizonte hin erstreckten sich öde Ebenen, auf denen der Sand an die Stelle des Grases trat – ganz wie in der Sahara, fand sich nur selten Wasser, kaum jemals Schatten, dafür wurde der Weg aber desto beschwerlicher. Für die an solche Karawanenreisen gewöhnten Araber hatte das nicht viel zu bedeuten; diese legen auch sehr lange Strecken oft in der drückendsten Sommerhitze zurück. Wie unsre Europäer das aushielten, war freilich eine andre Frage.

Wir beeilen uns, zu versichern, daß sie ohne Schaden davon kamen, selbst der Frachtschiffer, dessen Masse einige Wochen später unter den Strahlen der Tropensonne wohl zerflossen wäre. Durch den regelmäßigen Gang und den elastischen Tritt seines Kameels eingewiegt, lag er im Halbschlummer zwischen dessen beiden Höckern so sicher, als ob er selbst einen

integrierenden Theil des Thieres bildete. Er hatte bald herausgefunden, daß sein gefälliges Reitthier die Hindernisse des Weges besser erkannte als er, was ihn veranlaßte, auf jede Lenkung desselben zu verzichten. Die »Charmante Amélie« glitt nicht sicherer dahin, wenn sie ein Gespann vom Leitwege neben der Rance auf dem Wasser stromauf schleppte.

Der junge kräftige Juhel weilte, während er das Gebiet des Imanats zwischen Mascat und Sohar durchzog, im Geiste immer in der ihm theuern Stadt der Bretagne in der Rue des Hautes-Salles, vor dem Hause, wo Enogate seiner wartete ... um die Prinzessin, mit der sein Oheim ihn verkuppeln wollte, machte er sich keine Sorgen. Nur seine reizende Cousine konnte und wollte er als Gattin heimführen, denn auf der ganzen Erde gab es keine Herzogin, und wäre sie auch aus königlichem Blute gewesen, die sich mit ihr hätte vergleichen können! Die Millionen Kamyk-Paschas – selbst wenn diese sich nicht als ein Traumgebilde erwiesen – sollten daran

nichts ändern. Natürlich hatte Juhel von Mascat aus sofort an seine Verlobte geschrieben. Doch wann würde sie diesen Brief erhalten? ...

Meister Antifer wurde mit jedem Tage nur sorgenvoller und später drohte das noch schlimmer zu werden. Der Transport der drei kostbaren Fässer wollte ihm gar nicht mehr aus dem Kopfe gehen.

Wie sehr hätten sich seine Besorgnisse erst gemehrt, wenn er gewußt hätte, daß er, sogar in der Karawane, ganz besonders scharf beobachtet wurde! Es hatte sich nämlich ein etwa vierzigjähriger, recht gut aussehender Eingeborner, der in ihm nie einen Verdacht erweckt hatte, näher an Meister Antifer angeschlossen.

Jedesmal, wenn das Packetboot von Suez – in halbmonatlichen Zwischenräumen – in Mascat anlegte, war die Polizei des Imans immer auf dem Posten. Abgesehen von der Steuer, die jeder das Land betretende Fremde erlegen mußte, war der Souverän

auch stets sehr neugierig zu erfahren, was Europäer, die hier landeten, wohl vorhaben möchten. Auch als die drei Malouins den Quai betraten und sich in dem englischen Hôtel einquartiert hatten, widmete ihnen der Chef der Polizei eine wahrhaft zärtliche Sorgfalt.

Wie erwähnt, thut die wohllorganisierte Polizeimacht Mascats ihre Pflicht in tadelloser Weise. Nach regelrechten Pässen fragt sie zwar nicht, denn mit solchen sind alle Spitzbuben gewöhnlich versehen, und sie stellt auch keine hochnothpeinlichen Fragen, auf die zu antworten jeder Schwindler schon vorbereitet ist. Sie verliert die Leute aber nicht aus den Augen und beobachtet sie mit einer Discretion, einer Zurückhaltung, die der Intelligenz der Orientalen alle Ehre macht.

Auch Meister Antifer's Schritte wurden also von einem Beamten sorgsam überwacht. Ohne eine Frage an diesen oder seine Begleiter zu richten, mußte er sich doch nach und nach über die Absicht klar

werden, die die drei Europäer nach dem Imanat geführt hatte. Wenn sie sich hier unter einem Volke bewegten, dessen Sprache sie nicht verstanden, so bot er sich ihnen höchstens zuvorkommend als Dolmetscher an. Dann, von dem Beamten unterrichtet, ließ sie der Iman gewiß nicht wieder abreisen, außer wenn es für ihn ganz interesselos war, sie zurückzuhalten.

Diese Ueberwachung mußte das große Vorhaben Meister Antifer's natürlich wesentlich erschweren. Wenn es schon schwierig genug war, einen Schatz von unglaublichem Werthe auszugraben, ihn nach Mascat zu bringen und auf das Suezer Packetboot zu schaffen, so wurde das, wenn Seine Hoheit wußte, um was es sich handelte, fast zur Unmöglichkeit.

Zum Glück – wir müssen das wiederholt betonen – ahnte Pierre-Servan-Malo nichts von der Verschlimmerung seiner Aussichten für die Zukunft. Er wußte ja nicht, daß er unter den Augen einer Art Geheimpolizisten des Imanats reiste, und

auch seine Begleiter hatten gegenüber dem höflichen und gefälligen Araber, der sich doch nicht aufdrängte, irgend welchen Verdacht nicht geschöpft.

Saouk hatte für den unauffälligen Vorgang aber schärfere Augen. Der des Arabischen etwas mächtige, angebliche Schreiber Ben Omar's konnte mit einigen, auch nach Sohar reisenden Händlern dann und wann etwas plaudern. Diese Leute, denen jener Polizeibeamte nicht unbekannt war, machten aus dessen Eigenschaft kein Geheimniß. Saouk ahnte, daß der Mann ganz besonders um Meister Antifer's willen hier sein möchte; das verursachte ihm doch einige Sorge. Wollte er die Erbschaft Kamyk-Paschas nicht in die Hände eines Franzosen fallen lassen, so gönnte er sie dem asiatischen Iman doch ebensowenig. Der Beamte wendete übrigens den beiden Aegyptern keinerlei Aufmerksamkeit zu, er konnte ja auch gar nicht wissen, daß sie mit den drei Europäern dem nämlichen Ziele zustrebten. Landsleute von ihnen kamen ja öfters nach Mascat, und auf diese hatte man

nicht besonders Acht – ein Beweis, daß die Polizei doch noch nicht ganz vollkommen ist, nicht einmal im Imanat Seiner Hoheit.

Nach anstrengendem, nur durch die Mittagspause unterbrochenem Tagesmarsche machte die Karawane kurz vor Sonnenuntergang Halt.

Hier zeigte sich, neben einer halb ausgetrockneten Lagune, eine der Naturmerkwürdigkeiten dieser Gegenden: ein Baum, unter dem die ganze Karawane Platz fand, und der am Mittag, wegen seines jeden Sonnenstrahl abwehrenden Laubdaches, recht wünschenswerth gewesen wäre.

»Einen solchen Baum hab' ich doch mein Lebtag noch nicht gesehen! rief Juhel, als sein Maulthier unter den ersten Zweigen von selbst still stand.

– Und ich werde seinesgleichen wohl in meinem Leben nicht wiedersehen!

antwortete der Frachtschiffer, der sich auf seinem niederknieenden Kameel erhob.

– Was sagst Du dazu, lieber Onkel? fragte Juhel.

Der »liebe Onkel« sagte indeß gar nichts, einfach weil er nichts davon gesehen hatte, was das Erstaunen seines Freundes und seines Neffen erweckte.

»Mir scheint, ließ sich Gildas Tregomain vernehmen, wir haben da in Saint Pol de Léon, in einer Ecke unsrer Bretagne, einen Weinstock, der auch ziemlich berühmt ist ...

– Ja, Herr Tregomain, doch mit dem Baume hier hält er keinen Vergleich aus!«

Nein, so groß der Weinstock von Saint Pol de Léon auch sein mochte, gegen diesen Goliath der Pflanzenwelt hätte er doch wie ein einfacher Busch ausgesehen.

Es war das eine Banane – eine Art Feigenbaum – mit einem unglaublich

dicken Stamme, der im Umfange wohl hundert Fuß messen mochte. Von diesem thurmähnlichen Stamme gingen in etwa fünfzehn Fuß Höhe eine Menge Aeste ab, die sich hundertfach verzweigten und zusammen eine Fläche von gut fünftausend Quadratmetern überdachten. Ein ungeheurer Schirm, der ebenso jeden Sonnenstrahl wie jeden Regentropfen vom Boden abhielt.

Bei genügender Zeit – denn Geduld genug besaß er dazu – hätte der Frachtschiffer gern die Zweige der Banane gezählt, denn es plagte ihn die Neugier, wie viele es deren wohl sein möchten.

Da sollte seine Neugier, und zwar unter folgenden Umständen, befriedigt werden.

Als er die unteren Aeste der Banane zu zählen anfang und sich mit weit ausgespreizter Hand, die Finger nach oben, hier- und dorthin drehte, hörte er hinter sich die Worte rufen:

» Ten thousand.«

Diese beiden englischen, deutlich mit orientalischem Accent ausgesprochenen Wörter verstand er freilich wegen gänzlicher Unkenntniß des Englischen nicht, wohl aber Juhel, der nach einigen Worten, die er mit dem Eingebornen, der jene eben ausrief, gewechselt hatte, zu ihm sagte:

»Wie es scheint, trägt der Baum zehntausend Aeste und Zweige.

– Zehntausend?

– Das sagte wenigstens der Araber.«

Dieser Araber war kein andrer als der Polizist, den man den Fremden für die Reise durch das Imanat nachgesendet hatte und der die passende Gelegenheit aufgriff, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten. So wurden jetzt einige Fragen und Antworten in angelsächsischer Sprache zwischen Juhel und dem Araber gewechselt, der sich als

Dolmetscher der britischen Gesandtschaft in Mascat vorstellte und den drei Europäern höflichst seine Dienste anbot.

Juhel dankte dem Eingebornen und machte seinem Onkel von dem Vorfalle Mittheilung, da er diesen wegen der Schritte, die sie nach dem Eintreffen in Sohar thun mußten, für recht vortheilhaft ansah.

»Gut ... schon gut! ... begnügte sich Meister Antifer zu antworten. Sieh, was Du mit dem Manne anfangen kannst und sage ihm, daß er freigebig bezahlt werden solle ...

– Wenn sich etwas zum Bezahlen vorfindet!« murmelte der ungläubige Tregomain.

Glaubte sich nun Juhel wegen dieser Bekanntschaft beglückwünschen zu dürfen, so war Saouk davon gewiß weit weniger befriedigt. Den Polizisten im Einvernehmen mit den Malouins zu sehen, das konnte seine Unruhe nur verschlimmern, und er

nahm sich vor, das Thun und Treiben des Eingebornen zu beobachten. Ja, wenn Ben Omar nur erfahren hätte, wohin die Fahrt ging, ob man dem Ende derselben nahe wäre oder nicht! Er wußte ja nichts davon, ob das Eiland im Gewässer des Golfs von Oman, in der Meerenge von Ormuz oder vielleicht im persischen Golfe lag, ob man es an den Küsten Arabiens oder nahe denen Persiens, bis dahin wo das Reich des Schahs mit dem des Großsultans zusammenstößt, suchen sollte. Wie viel Zeit sollte die ganze Angelegenheit beanspruchen? Würde Meister Antifer von Sohar aus noch einmal zu Schiffe gehen? Da er das in Mascat nicht gethan hatte, erschien es annehmbar, daß das Eiland jenseits der Meerenge von Ormuz zu suchen wäre, wenn sich die Karawanenreise nicht gar bis Chardjra, bis El Kalif, vielleicht gar bis Korenc, ganz oben im persischen Meerbusen, fortsetzte.

Diese Ungewißheit erregte Saouk tief, und der arme Teufel von Notar hatte natürlich die Folgen davon auszustehen.

»Ist's denn meine Schuld, jammerte er, daß der Herr Antifer mich wie einen Stockfremden behandelt! ...«

Wie einen Stockfremden? ... O nein, noch schlimmer, wie einen Eindringling, den Kamyk-Paschas Testament ihm auf den Hals gehetzt hatte. Ja, wenn das eine Procent nicht gewesen wäre! Dieses eine Procent war schon einige Mühen und Qualen werth. Wann sollten diese aber aufhören?

Am nächsten Tag zog die Karawane über eine endlose Ebene, eine Art Wüste, ohne jede Oase dahin. Auch die beiden folgenden Tage wurden sehr beschwerlich, ganz besonders durch die Hitze. Der Frachtschiffer konnte wohl fürchten, daß er sich auflösen würde, wie die Eisberge aus den nördlichen Meeren, die nach niedrigeren Breiten hinabtreiben. Jedenfalls verlor er, zur großen Befriedung seines zweihöckerigen Trägers, wenigstens ein Zehntel seines Gewichtes.

Aus den letzten Etappen ist kein besonderer Zwischenfall zu erwähnen. Höchstens wäre zu bemerken, daß der Araber – der sich Selik nannte – mit Juhel noch nähere Bekanntschaft machte, da beide der englischen Sprache mächtig waren. Der junge Kapitän bewahrte jedoch immer eine kluge Zurückhaltung und hütete sich, von den Geheimnissen seines Onkels etwas verlauten zu lassen. Auch dem angeblichen Dolmetscher diente er mit der Fabel, daß es sich ihnen nur um die Auswahl einer Küstenstadt zur Eröffnung einer Geschäftsniederlassung handle.

Juhel mochte wohl annehmen, daß der andre seinen Worten Glauben schenkte; der geriebene Bursche stellte sich aber nur so, um leichter noch mehr aus ihm herauszulocken.

Am 27. März und nach viereinhalbtägigem Marsche zog die Karawane durch die Stadtmauer von Sohar ein.

XIV.

Worin Meister Antifer, Juhel und Gildas
Tregomain einen recht unangenehmen Tag
in Sohar zubringen.

Es war ein Glück, daß unsre drei Europäer
nicht um des Vergnügens, sondern um eines
bestimmten Zweckes willen nach Sohar
gekommen waren. Die Stadt verdient
keineswegs, den Touristen empfohlen zu
werden und ist eine Reise dahin nicht
werth. Sie hat zwar ziemlich saubre
Straßen, doch gar zu sonnige Plätze, einen
Wasserlauf, der kaum dem Bedürfnisse der
wenigen Tausend Einwohner genügt, wenn
deren Kehlen von der Gluth des
Hundssterns ausgetrocknet sind, ziemlich
willkürlich zerstreute Häuser, die, nach
orientalischer Sitte, nur von einem innern
Hofe her Licht erhalten, ein etwas
umfänglicheres Bauwerk ohne jeden Stil

und aller Feinheiten der arabischen Sculptur entbehrend, mit dem der Iman sich aber doch begnügt, wenn er zwei oder drei Monate im Norden seines Königreiches weilt.

Wenn auch von keiner besondern Wichtigkeit, so existiert Sohar doch an der Küste des Golfes von Oman, und der beste Beweis dafür ist, daß man seine geographische Lage mit jeder wünschenswertsten Genauigkeit festgestellt hat.

Die Stadt liegt nämlich unter $54^{\circ} 29'$ der Länge und $24^{\circ} 37'$ nördlicher Breite.

Nach den Angaben in jenem Briefe Kamyk-Paschas hatte man das Eiland also achtundzwanzig Bogenminuten im Osten von Sohar und zweiundzwanzig Minuten nördlich zu suchen, das bedeutet eine Entfernung zwischen vierzig und fünfzig Kilometer vom Lande.

In Sohar giebt es nicht viel Gasthäuser, sondern nur eine Art Karawanserei, worin einige Zimmer oder vielmehr Zellen, die den Hof kreisförmig umgeben, mit je einer Lagerstätte versehen sind. Dorthin führte der dienstwillige Dolmetscher Selik auch Meister Antifer, dessen Neffen und dessen Freund.

»Welches Glück, rief Gildas Tregomain immer wieder, einen so gefälligen Araber gefunden zu haben! Es ist nur bedauerlich, daß er nicht französisch oder wenigstens bretonisch spricht!«

Jedenfalls verständigten sich Juhel und Selik hinreichend für das, was sie einander zu sagen hatten. An diesem Tage verlangte es nach den Beschwerden der Reise Juhel und den Frachtschiffer natürlich nach nichts anderem als nach einer tüchtigen Mahlzeit und einen darauffolgenden zwölfstündigen Schlummer. Es war aber nicht leicht, auch Meister Antifer diesem so vernünftigen Plane geneigt zu machen. Immer erhitzt von seinem Verlangen, jetzt, wo er sich

»seinem« Eilande so nahe befand, wollte er von Verzögerung nichts mehr wissen, sondern auf der Stelle ein Fahrzeug miethen. Wer könnte an's Ausruhen denken, wenn es sich nur noch um einen Katzensprung handelte ... einen Katzensprung von kaum einem Dutzend Lieues, um den Fuß auf den Winkel der Erde zu setzen, wo Kamyk-Pascha seine verlockenden Fässer vergraben hatte!

Kurz, es gab einen erregten Auftritt, der den Beweis lieferte, bis zu welchem Grade von Ungeduld, Nervosität – Erethismus, könnte man sagen – der Onkel Juhels gekommen war. Endlich begann er sich zu beschwichtigen. Es mußten doch einige Vorsichtsmaßregeln getroffen werden ... Zu viel Eifer konnte der Polizei von Sohar verdächtig Vorkommen. Der Schatz würde ja binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden auch nicht verschwinden ...

»Wenn er überhaupt da ist, sagte Gildas Tregomain für sich. Mein armer Freund

schnappte unbedingt über, wenn er nicht da wäre oder gar nicht mehr da wäre!«

Und die Befürchtungen des wackren Frachtschiffers schienen sich in gewissem Grade bestätigen zu sollen.

Bedenken wir übrigens, daß, wenn Meister Antifer in seinen Hoffnungen betrogen, Gefahr lief, geisteskrank zu werden, so müßte die nämliche Enttäuschung auf Saouk eine Wirkung hervorbringen, die zwar nicht die gleiche, doch deshalb von nicht minder schrecklichen Folgen zu werden drohte. Der falsche Nazim ließ sich dann gewiß zu Wuthausbrüchen hinreißen, denen sich Ben Omar nicht ohne Schaden zu entziehen vermochte. Das Fieber der Ungeduld schüttelte ihn ganz ebenso wie den Malouin, und man kann sicher sein, daß diese Nacht wenigstens zwei Reisende in ihren Zellen die Augen nicht schlossen. Sie zogen ja auf zwei verschiedenen Wegen demselben Ziele zu. Wenn der eine nur den Tag erwartete, um ein Fahrzeug zu acquirieren, so dachte der andre nur daran,

einige zwanzig entschlossene Schurken zu engagieren, die er durch den Köder einer reichen Belohnung an sich fesseln wollte, um den Raub des Schatzes auf der Rückreise zu versuchen.

Das Morgenroth erschien und verkündete mit den ersten Sonnenstrahlen den Anbruch des denkwürdigen Tages des 28. März.

Natürlich erschien es gerathen, die Anerbietungen Selik's sich zu nutze zu machen, und Juhel fiel die Aufgabe zu, mit dem gefälligen Araber alles so vorzubereiten, daß es zum guten Ende führte. Letzterer, dessen Verdacht immer mehr und mehr anwuchs, hatte die Nacht gleich im Hofe der Karawanserei zugebracht.

Juhel war in einiger Verlegenheit wegen des Dienstes, um den er Selik angehen wollte. Man stelle sich nur vor: drei Europäer, die am Tage vorher von Sohar eingetroffen sind, suchen sofort ein Fahrzeug ... Es handle sich dabei um eine Lustfahrt ... denn

einen andern Vorwand konnte man ja nicht machen ... eine Lustfahrt durch den Golf von Oman, die höchstens achtundvierzig Stunden dauern würde, mußte ein solches Vorhaben nicht auffallen? Vielleicht beunruhigte sich Juhel doch etwas zu viel darum, daß der Dolmetscher in diesem Vorschlage etwas gar so Sonderbares finden könne.

Doch wie dem auch sein mochte, die Sache mußte zu Ende kommen, und sobald er Selik begegnete, bat ihn Juhel, ihm ein Fahrzeug zu beschaffen, das im Stande wäre, mehrere Tage lang die offene See zu halten.

»Wollen Sie etwa über den Golf fahren, sagte Selik, und an der persischen Küste an's Land gehen?«

Da fiel es Juhel ein, dieser Frage durch eine sehr natürliche Frage auszuweichen, die jeden Verdacht selbst seitens der Behörden von Sohar abwenden mußte.

»Nein, es handelt sich nur um eine geographische Untersuchung, erwiderte er, sie bezweckt die Lagebestimmung der größten Eilande des Golfes. Giebt es solche nicht in den Gewässern von Sohar?

– O ja, es finden sich wohl mehrere solche, antwortete Selik, doch keins von irgend welcher Bedeutung.

– Thut nichts, antwortete Juhel, ehe wir uns an der Küste niederlassen, möchten wir den Golf besuchen.

– Wie es Ihnen beliebt.«

Selik hütete sich vor weiteren Fragen, obwohl ihm die Antwort des jungen Kapitäns etwas verdächtig erscheinen mochte. Da der Polizist über die dem französischen Consularagenten mitgetheilten Absichten unterrichtet war, das heißt über die angebliche Begründung eines Handelscomptoirs in einer der Hafenstädte des Imanats, so mußte er sich wohl sagen, daß diese Gründung mit einer

Bereisung des Golfes von Oman doch wenig zu thun habe.

Das veranlaßte den Mann natürlich, den Malouin und seine Begleiter etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Damit wurde der Erfolg des Vorhabens freilich noch weiter in Frage gestellt. Sobald der Schatz auf dem Eilande entdeckt wurde, erhielt die Polizei Seiner Hoheit davon ebenfalls sofort Kenntniß, und Seine Hoheit, der ebenso skrupellos wie allmächtig war, würde den Legatar Kamyk-Paschas vielleicht ganz verschwinden lassen, um jeder späteren Reclamation aus dem Wege zu gehen.

Selik unternahm es, das zur Untersuchung des Golfes nöthige Fahrzeug zu beschaffen, und versprach auch, daß es mit Leuten bemannt werden solle, auf deren Ergebenheit man rechnen könne. An Lebensmitteln sollte ein Vorrath für drei bis vier Tage mitgenommen werden. Bei dem unsichren Wetter der Aequinoctialzeit

mußte man, wenn auch nicht
wahrscheinliche, so doch mögliche
Verzögerungen in Rechnung ziehen.

Juhel dankte dem Dolmetscher und
versicherte ihm, daß seine Dienste reichlich
belohnt werden sollten, und Selik drückte
schon im voraus seinen Dank für diese
Zusage aus. Dann setzte er hinzu:

»Vielleicht ist es besser, daß ich Sie bei
dieser Fahrt begleite? Bei Ihrer Unkenntniß
der arabischen Sprache könnten Sie
gegenüber dem Schiffsführer und der
Mannschaft doch in Verlegenheit kommen

...

– Sie haben Recht, meinte Juhel. Bleiben
Sie für die Zeit unsres Aufenthaltes in
Sohar zu unsern Diensten, und ich
wiederhole Ihnen, Sie sollen sich nicht
umsonst bemüht haben.«

Damit trennten sie sich. Juhel begab sich zu
seinem Oheim, der in Gesellschaft seines
Freundes Tregomain lustwandelte. Er

berichtete ihm von seiner Abmachung. Der Frachtschiffer war höchst erfreut, den jungen Araber als Führer und Dolmetscher in der Nähe zu haben, zumal da dieser ihm – und zwar mit Recht – ganz intelligent erschien.

Pierre-Servan-Malo gab seine Zustimmung durch ein einfaches Zeichen mit dem Kopfe zu erkennen. Nachdem er dann den durch das Reiben an seinen Kinnladen schon abgenutzten Kieselstein im Munde zurecht geschoben hatte, sagte er:

»Aber das Fahrzeug ...?

– Das wird unser Dolmetscher zu schaffen wissen, lieber Onkel, und er wird es auch mit Proviant versehen.

– Mir scheint, binnen einer oder zwei Stunden müßte doch so ein Hafenkahn zur Abfahrt fertig sein ... Zum Teufel, es handelt sich doch nicht um eine Reise um die Erde!

– Nein, alter Freund, antwortete der Frachtschiffer, es kostet aber doch einige Zeit, eins zu finden. Sei nicht so ungeduldig, ich bitte Dich!

– Wenn's mir aber beliebt, das zu sein! versetzte Meister Antifer, während er die Stichflamme seines Blickes auf Gildas Tregomain richtete.

– Na, dann sei es meinerwegen!« sagte der Frachtschiffer mit höflicher Verbeugung.

Inzwischen ging der Tag dahin, ohne daß Juhel eine Nachricht von Selik erhielt, was die Aufregung des Meister Antifer natürlich über die Maßen steigerte. Er sprach schon davon, den Araber, der sich mit seinem Neffen offenbar nur einen Scherz erlaubte, in den Grund des Golfes zu versenken. Vergeblich bemühte sich Juhel, ihn zu vertheidigen, ja er kam damit sogar recht schlecht an. Gildas Tregomain erhielt gleich den Befehl, den Mund zu halten, als er die Intelligenz jenes Selik herauszustreichen versuchte.

»Ein Schelm ist es, rief Meister Antifer, ein Spitzbube, Euer Dolmetscher, ein Straßenräuber, der mir nicht das geringste Vertrauen einflößt und der nur darauf ausgeht, uns das Geld zu stehlen ...

– Ich habe ihm noch nichts gegeben, lieber Onkel.

– Das war eben Unrecht von Dir. Hättest Du ihm eine gute Anzahlung geleistet ...

– Du sagtest doch, daß er uns nur bestehlen wolle ...

– Einerlei!«

Sich mit diesen einander widersprechenden Gedanken zurecht zu finden, das versuchten Gildas Tregomain und Juhel gleich gar nicht! Es kam ja auch nur darauf an, den Malouin im Zaume zu halten, ihn zu verhindern, daß er eine Dummheit, mindestens eine Unklugheit beging, und ihn zu einer Haltung zu bestimmen, die keinen Verdacht auf ihn lenkte. Der brave Mann

wollte freilich unbedingt nichts hören.
Seiner Ansicht nach lagen doch gewiß
Fischerbarken im Hafen. Von denen
brauchte man ja nur eine zu wählen, mit der
Mannschaft ins Reine zu kommen, sich
dann einzuschiffen, vom Lande zu stoßen
und nach Nordosten zu steuern ...

»Wie sollten wir uns aber mit den Leuten
verständigen, warf Juhel ein, da wir kein
Wort Arabisch verstehen?

– Und sie wieder kein Wort französisch?
setzte der Frachtschiffer hinzu.

– Ja, zum Kuckuck, warum verstehen sie
das nicht? entgegnete Meister Antifer in
voller Wuth.

– Das ist unrecht von ihnen ... gewiß
unrecht, lenkte Gildas Tregomain ein, der
seinen Freund durch diese Concession
beruhigen wollte.

– Das ist alles Dein Fehler, Juhel!

– O nein, lieber Onkel, ich habe gethan, was ich konnte, und unser Dolmetscher wird sich gewiß bald einstellen. Wenn er Ihnen übrigens kein Vertrauen einflößt, so nehmen Sie doch Ben Omar und dessen Schreiber mit, die ja arabisch sprechen ... dort sind sie auf dem Quai ...

– Die beiden Burschen? ... Nimmermehr! Es ist schon genug, mehr als genug, zu wissen, daß wir sie im Schlepptau haben!

– Ben Omar scheint die Absicht zu haben, uns anzusprechen, bemerkte Gildas Tregomain.

– Er mag's nur versuchen, Frachtschiffer, da bekommt er aber eine Breitseite, daß er auf der Stelle untergeht!«

In der That steuerten Saouk und der Notar im Fahrwasser des Malouin. Schon als dieser die Karawanserei verlassen hatte, waren sie ihm sofort nachgefolgt. Es war ja ihre Pflicht, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, und ihr Recht, der Abwicklung

dieses finanziellen Unternehmens zu assistieren, das sich in ein Drama zu verwandeln drohte.

Saouk drängte daher Ben Omar, den schrecklichen Pierre-Servan-Malo weiter auszufragen. Bei der Wuth aber, die er an diesem erkannte, empfand er kein Verlangen, sich als Ableiter derselben anzubieten. Saouk hätte den feigen Actenwurm am liebsten auf der Stelle umgebracht, und vielleicht bedauerte er jetzt, seine Kenntniß der französischen Sprache verleugnet zu haben, weil ihn das verhinderte, in seiner Sache selbst handelnd aufzutreten.

Juhel begriff sehr wohl, daß die von seinem Onkel Ben Omar gegenüber eingenommene Haltung die Sachlage nur verschlimmern könne, und noch einmal versuchte er, ihm das beizubringen. Die Gelegenheit schien günstig, denn der Notar war nur gekommen, um mit ihm zu reden.

»Lieber Onkel, sagte also Juhel, Sie müssen mich doch anhören, und sollten Sie dadurch zehnmal außer Rand und Band kommen. Wir sollen doch so denken, wie es uns als vernünftigen Wesen zukommt ...

– Na, wir werden ja sehen, was Du damit sagen willst. Also, was steht Dir zu Diensten?

– Ich möchte Sie fragen, ob Sie jetzt, wo das Ziel vor uns liegt, Ben Omar unbedingt den Rücken zukehren wollen?

– Und wenn ich daran sterben sollte! Der Schurke hat versucht, mir mein Geheimniß zu stehlen, wo es seine Pflicht war, mir das seinige mitzutheilen ... Das ist ein Betrüger ... ein Caraïbe ...

– Das weiß ich, lieber Onkel, und will ihn auch gar nicht als unschuldig hinstellen. Seine Gegenwart ist Ihnen aber doch einmal durch eine Testamentsclausel Kamyk-Paschas aufgenöthigt.

– Ja freilich.

– Muß er danach auch dabei sein, wenn die drei Fässer ausgegraben werden?

– Ja.

– Und hat er nicht das Recht, sich von dem Werthe ihres Inhalts zu überzeugen, schon da ihm eine Provision von ein Procent zugesichert ist?

– Ja, leider!

– Nun, um jenem Vorgang beizuwohnen, muß er dann nicht auch wissen, wo und wann Sie die Ausgrabung vornehmen?

– Ja.

– Und wenn er durch Ihre Schuld, sogar durch einen ganz beliebigen Umstand verhindert würde, als Testamentsvollstrecker dabei zugegen zu sein, könnte Ihnen dann nicht die ganze Erbschaft bestritten werden und gäb' das

nicht Anlaß zu einem Proceß, den Sie gewiß verlieren würden?

– Ja, das mag sein.

– Endlich, lieber Onkel, fühlen Sie sich verpflichtet, die Gesellschaft Ben Omar's bei der Nachsuchung auf dem Golf mit in den Kauf zu nehmen?

– Ja.

– Stimmen Sie also zu, daß ihm gesagt werde, er solle sich bereit halten, mit uns abzufahren?

– Nein!« antwortete Meister Antifer.

Dieses »Nein!« wurde mit so schrecklicher Stimme hervorgestoßen, daß es wie eine Bombe die Brust des Notars traf.

»Ah so, mischte sich jetzt Gildas Tregomain ein, Du willst nicht Vernunft annehmen, Du hast aber Unrecht! Warum sich gegen Wind und Fluth auflehnen? Du kannst nichts besseres thun, als Juhel

anzuhören und seinem Rathe zu folgen. Der Ben Omar ist mir gewiß ebensowenig angenehm wie Dir. Da wir uns ihn aber nicht von den Schultern schütteln können, so müssen wir schon gute Miene zum bösen Spiel machen« u. s. w.

Es war selten, daß Gildas Tregomain sich eine so lange Rede leistete, und noch seltener, daß sein Freund sie ihm vollenden ließ. Freilich ballte er die Hand, arbeitete er mit den Kinnladen und verzog er das Gesicht ganz entsetzlich, während der Frachtschiffer seinen Rosenkranz abbetete. Letzterer glaubte, befriedigt von seiner Eloquenz, vielleicht gar, den starrsinnigen Bretonen besiegt zu haben, als sein letzter Satz zu Ende war.

»Bist Du fertig, Frachtschiffer? fragte der Meister Antifer.

– Ja, antwortete Gildas Tregomain mit einem triumphierenden Seitenblick auf Juhel.

– Und Du auch, Juhel?

– Ja, lieber Onkel.

– Schön; nun könnt' Ihr Euch alle beide zum Teufel scheeren! ... Verhandelt meinewegen mit diesem Federfuchser, so viel Ihr wollt ... Von mir ... von mir wird er nichts andres hören, als daß ich ihn für einen Spitzbuben halte ... wie er es verdient! ... Und nun guten Tag oder guten Abend, wie Ihr das wollt!«

Dazu wettete Pierre-Servan-Malo das ganze Lexikon der Seemannssprache herunter, so daß ihm dabei, wie die Kugel aus dem Blasrohr, sein Kiesel aus dem Munde flog, und ohne sich weiter zu besinnen, drehte er den übrigen den Rücken zu und verschwand.

Immerhin hatte Juhel seinen Zweck, wenigstens zum Theil, erreicht. Sein Oheim konnte, da er sich der Sachlage nicht zu verschließen vermochte, nichts mehr dagegen haben, den Notar von ihren

nächsten Absichten zu unterrichten. Da dieser, von Saouk gedrängt, nach dem Weggang des Malouin etwas weniger furchtsam herantrat, bedurfte es dazu nur einiger Worte.

»Mein Herr, begann Ben Omar, der durch die Unterwürfigkeit seiner Haltung die Kühnheit seines Unterfangens wett zu machen wünschte, Sie werden verzeihen, wenn ich mir erlaube ...

– Nur gerade herausgesprochen, fiel ihm Juhel ins Wort. Was wünschen Sie?

– Zu wissen, ob wir nun am Ziele der Reise sind?

– So ziemlich.

– Wo ist also das Eiland, das wir suchen?

– Das liegt etwa ein Dutzend Meilen seewärts von Sohar.

– Ah, rief Ben Omar, da müßten wir noch einmal zu Schiffe gehen?

– Natürlich.

– Ach, und das paßt Ihnen wohl gar nicht!« sagte der Frachtschiffer mit Theilnahme für den armen Mann, der schon bei dem Gedanken daran allen Halt zu verlieren schien.

Saouk beobachtete ihn, doch scheinbar gleichgiltig – so gleichgiltig wie Einer, der die Sprache, die vor ihm gesprochen wird, nicht im geringsten versteht.

»Na, na, nur Muth, redete ihn Gildas Tregomain zu. Zwei bis drei Tage Seefahrt, die gehen schnell vorüber. Ich glaube, Sie werden noch auf einem Schiffsdeck stehen lernen! ... Wenn man Omar heißt ... »

Der Notar schüttelte den Kopf, nachdem er sich den kalten Schweiß von der Stirn gewischt hatte. Dann fuhr er klägliches Tones fort:

»Und wo denken Sie sich einzuschiffen, mein Herr?

– Hier auf der Stelle.

– Wann?

– Sobald unser Fahrzeug zum Auslaufen fertig ist ...

– Und das wird sein?

– Vielleicht noch heute Abend, wenn nicht, jedenfalls morgen früh. Halten Sie sich also bereit, mit abzufahren, auch mit Ihrem Schreiber Nazim, wenn der Ihnen so unentbehrlich ist.

– Ja, ja ... ich werde bereit sein, seufzte Ben Omar.

– Und Allah erbarme sich Ihrer!« setzte Gildas Tregomain hinzu, der in Abwesenheit des Meister Antifer seiner natürlichen Herzensgüte freien Lauf lassen konnte.

Ben Omar und Saouk brauchten nun nichts weiter zu erfahren, als die Lage des berühmten Eilandes. Da der junge Kapitän

diese aber nicht angegeben hatte, zogen sie sich vorläufig wieder zurück.

Juhel konnte sich vielleicht etwas übereilt haben, als er erklärte, die Abfahrt werde noch an diesem Abend oder am folgenden Morgen vor sich gehen, das hielt ihm wenigstens Gildas Tregomain ein.

Schon war es um drei Uhr Nachmittag und der Dolmetscher immer noch nicht zu sehen. Dieser Umstand beunruhigte beide ein wenig. Mußten sie auf seine Dienste verzichten, so hatten sie gewiß manche Schwierigkeit, sich mit den Seeleuten aus Sohar nur durch Zeichen zu verständigen, wenn sie von diesen verlangten, hier oder da zu halten oder den oder jenen Cours zu steuern. Im Nothfall waren ja aber Ben Omar und Nazim bei der Hand, und diese verstanden arabisch ... doch sich an die beiden zu wenden?

Zum Glück hielt jedoch Selik sein Versprechen, und hätte sich wohl überhaupt gehütet, diesem nicht nachzukommen.

Gegen fünf Uhr, als der Frachtschiffer und Juhel schon nach der Karawanserei wollten, trat der Dolmetscher noch am Hafen an sie heran.

»Endlich!« rief Juhel.

Selik entschuldigte sich wegen der Verzögerung. Er habe nur mit Mühe ein Fahrzeug auftreiben können und dafür auch einen recht hohen Preis bieten müssen.

»Das thut nichts! sagte Juhel darauf. Können wir noch heute Abend in See gehen?

– Nein, erwiderte Selik, die Mannschaft wird erst zu spät beisammen sein.

– Wann fahren wir also ab?

– Morgen mit Tagesanbruch.

– Gut.

– Ich werde Sie in der Karawanserei abholen, setzte Selik hinzu, und dann

fahren wir mit der einsetzenden Ebbe ab.

– Und wenn der Wind sich hält, bemerkte Gildas Tregomain, werden wir ganz gute Fahrt machen!«

Gute Fahrt, gewiß, denn der Wind stand aus Westen, und nach Osten hin mußte Meister Antifer sein Eiland suchen.

XV.

Worin Juhel für seinen Onkel und beim herrlichsten Wetter der Welt eine Höhenmessung vornimmt.

Am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne die Oberfläche des Golfes mit ihren ersten Strahlen vergoldete, klopfte Selik bereits an die Zimmer in der Karawanserei. Meister Antifer, der keine Minute geschlafen hatte, war augenblicklich auf den Füßen und Juhel erschien ebenfalls sofort.

»Das Fahrzeug ist fertig, meldete Selik.

– Wir folgen Ihnen, antwortete Juhel.

– Und der Frachtschiffer? fragte Meister Antifer. Ihr werdet sehen, daß der wie ein Meerschwein schnarcht! Ich werd' ihn aufschütteln!«

Er begab sich nach dem Gemach des genannten Meerschweins, das wirklich noch in tiefem Schlummer lag, aber, von kräftigen Armen aufgescheucht, bald die Augen öffnete.

Inzwischen machte Juhel dem Notar und Nazim verabredetermaßen Mittheilung, doch diese waren schon zum Aufbruche fertig. Nazim hatte einige Mühe, seine Ungeduld zu bemustern, Ben Omar aber wankte todtenbleich und unsichern Schrittes dahin.

Als Selik die beiden Aegypter erscheinen sah, konnte er eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken, die der junge Kapitän recht wohl bemerkte. Am Ende war das ja nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß diese Leute von verschiedener Nationalität sich also kannten, miteinander zu Schiffe gehen und eine Untersuchung des Golfes vereinigt vornehmen wollten. Natürlich erregte das in etwas den Verdacht des Polizisten.

»Diese beiden Fremden wollen also mit Ihnen fahren? fragte er Juhel.

– Ja, bestätigte dieser nicht ohne einige Verlegenheit. Es sind Reisegefährten von uns. Wir kamen mit demselben Packetboote von Suez nach Mascat.

– Und Sie kennen die Herren?

– Gewiß ... Wenn sie sich bisher abseits hielten, so geschah das, weil mein Onkel immer bei recht schlechter Laune war ...«

Offenbar verwickelte sich Juhel bei seinen Erklärungen, doch es zwang ihn ja nichts, Selik solche zu geben. Jene Aegypter schlossen sich ihnen an, weil ihnen das paßte ...

Selik gab sich scheinbar zufrieden, die Sache erschien ihm aber doch so auffällig, daß er sich vornahm, die beiden Aegypter ebenso scharf zu beobachten, wie die drei Franzosen.

Jetzt erschien Meister Antifer mit dem Frachtschiffer im Schlepptau, ein Schlepper, der ein großes Handelsschiff zieht. Um die Metapher weiter zu führen, kann man auch sagen, daß das fragliche Schiff kaum angefangen hatte, die Anker zu lichten. Der Mann schlief noch halb und blinzelte nur durch die müden Augenlider.

Natürlich stellte sich Pierre-Servan-Malo auch jetzt so, als ob er die Anwesenheit Ben Omar's und Nazim's gar nicht bemerkte. Mit Selik an seiner Seite, schritt er voraus, und die übrigen folgten den beiden in der Richtung nach dem Hafen.

Am Ende des kleinen Molo wiegte sich eine Perme (eine Art türkischer großer Gondel mit Verdeck), das heißt ein mittelgroßes Fahrzeug mit zwei Masten, jetzt noch vorn und hinten von Tauen gehalten. Das Großsegel war noch eingerollt, doch es brauchte nur herabgelassen zu werden, um das Schiffchen nach dem offenen Meere hinauszutreiben.

Diese Perme, namens »Berbera«, war mit etwa zwanzig Leuten bemannt, eigentlich etwas reichlich für ein Fahrzeug von ungefähr neunzig Tonnen. Juhel fiel das zwar auf, er unterdrückte aber eine Bemerkung darüber. Dagegen konnte er sich bald einer andern nicht enthalten, darüber nämlich, daß die Hälfte dieser Männer gar keine Seeleute zu sein schienen. In der That waren es nämlich Polizeibeamte aus Sohar, die unter dem Befehl Selik's mit an Bord gekommen waren. Kein vernünftiger Mensch hätte unter diesen Umständen noch zehn Pistolen für die hundert Millionen des Erben Kamylik-Paschas gegeben – wenn sich diese überhaupt vorfanden.

Mit der Behendigkeit erfahrener Seeleute sprangen die Passagiere an Bord der »Berbera«, doch legte sich das Fahrzeug unter dem Gewicht Gildas Tregomain's fühlbar nach Backbord auf die Seite. Die Einschiffung des Notars hätte einige Schwierigkeiten gemacht, denn dem drehte sich schon das Herz im Leibe herum, doch

da packte ihn Nazim einfach in der Taille und warf ihn über den Bordrand hinein. Da das Rollen des Fahrzeugs auf Ben Omar schon die schlimmste Wirkung ausübte, verschwand er durch die Treppenkappe nach der Cajüte im Hinterdeck, die nun von langen, schmerzlichen Seufzern widerhallte.

Den Instrumenten widmete man natürlich die peinlichste Sorgfalt – vor allem dem Chronometer, den Gildas Tregomain in sein Taschentuch eingebunden trug, dessen vier Zipfel er krampfhaft festhielt.

Der Kapitän der Perme – ein alter Araber – von roher Erscheinung – ließ die Sorrtäue schießen, Segel beisetzen und auf Anordnung Juhels durch Vermittlung Selik's den Cours nach Nordosten einschlagen.

Man war jetzt also auf dem Wege nach dem Eilande. Bei dem herrschenden Westwinde mußten wohl vierundzwanzig Stunden genügen, um dasselbe zu erreichen. Die

Natur ist nur manchmal so boshaft, die Leute zum Narren zu haben. Wehte der Wind auch in günstiger Richtung, so jagten die Wolken doch geradezu in den höhern Luftschichten dahin. Es genügte ja nicht, nur nach Osten zu vorwärts zu kommen, sondern auch den richtigen Punkt aufzufinden, und dazu mußte eine mehrfache Beobachtung der Länge und der Breite, die eine am Vor- oder Nachmittage, die andre in dem Augenblicke des Meridiandurchganges der Sonne, ausgeführt werden. Um die Höhe zu erfahren, genügte es ja, daß die Sonne geruhte, sich sehen zu lassen, und an diesem Tage schien es, als ob das launische Gestirn sich zu zeigen keine Lust verspürte.

Meister Antifer lief auf dem Verdeck der »Berbera« in größter Aufregung hin und her und betrachtete stets weit mehr den Himmel als das Wasser. Vorläufig suchte er ja kein Eiland am Horizonte, sondern die Sonne inmitten der Dunstmassen des Ostens.

Nahe der Gallion stehend, zuckte der Frachtschiffer mit den Achseln als Zeichen der Enttäuschung. Juhel, der sich an seiner Seite hielt, gab seinem Unmuthe durch ein Verziehen des Mundes Ausdruck.

Verzögerungen ... immer wieder Verzögerungen ... sollte diese Reise denn gar kein Ende nehmen? Und hunderte und aberhunderte von Meilen weit glaubte er in dem kleinen Hause von Saint Malo die geliebte Enogate auf einen Brief warten zu sehen, der ihr noch nicht zugekommen sein konnte.

»Nun, wird sich denn die liebe Sonne gar nicht zeigen? fragte der Frachtschiffer.

– Es wird mir nicht möglich sein, eine Rechnung vorzunehmen, antwortete Juhel.

– Kann man wegen Mangels an Sonne eine solche Rechnung nicht auch nach Mond und Sternen aufstellen?

– Gewiß, Herr Tregomain, wir haben aber leider Neumond, und was die Sterne

betrifft, so fürchte ich, daß es in der Nacht ebenso bewölkt sein wird, wie am Tage, übrigens sind das verwickelte Beobachtungen, die ohne größere Rechnung nicht zum Ziele führen.«

Gildas Tregomain beruhigte sich im Vertrauen darauf, daß der junge Kapitän schon nichts unterlassen werde, sie zum gewünschten Punkte zu führen. Meister Antifer aber starrte der Verzweiflung nahe hinaus in die Luft, nach dem Himmel und nach dem Horizonte, ohne einen Trost finden oder gar etwas entdecken zu können, was einer verlorenen Insel ähnlich sähe.

Der Wind frischte mehr und mehr auf; die Perme tanzte lustig auf den kurzen Wellen und alle fühlten ihre Bewegungen mehr oder weniger unangenehm. Nur Nazim schien – ein treuer Diener seines unter Deck »verstauten« Herrn – nichts davon zu bemerken, und ohne ein Wort zu sprechen, beobachtete er nur immer den, der für ihn der Räuber seines Vermögens war. Meister Antifer würdigte dem vermeintlichen

Schreiber keines Blickes ... er bemerkte diesen fast gar nicht ... und hielt auf seiner Stelle, innerlich erregt und äußerlich versteinert, aus, bis ihn der späte Abend nach der Cabine hinunterzugehen nöthigte.

Juhel freilich hatte mehr die Augen offen, ihm kam die ganze Besatzung des Fahrzeuges, von der einige Mann sogar seekrank geworden waren, entschieden verdächtig vor.

Tregomain bemerkte, daß ihn etwas bedrückte und fragte freundlich, doch so leise, daß es Meister Antifer nicht hören konnte:

»Nun, Herr Kapitän der langen Fahrt, wir werden doch das berühmte Eiland zeitig genug erreichen und schnell genug wieder in der Rue des Hautes-Salles zurück sein, ehe die gute Enogate sich zu sehr abgehärmt hat?

– Wer weiß, lieber Tregomain, vor seinem Ende ist niemand glücklich zu preisen, und

wenn diese ungünstige Witterung, bei der wir in der Irre herumfahren, anhält und uns gar zwingt, irgendwohin an's Land zu gehen, um frische Nahrungsmittel einzunehmen, dann verlieren wir nicht nur wieder Zeit, sondern es muß unsre Hartnäckigkeit, den Golf von Oman so gründlich abzusuchen, auch andern Leuten verdächtig erscheinen, und dann ...«

Er verschwieg dabei, daß es nicht der Zustand die Atmosphäre war, der ihm Sorge machte. Die Sonne mußte ja, selbst über dem Golfe von Oman, einmal zum Vorschein kommen. Das Eiland wurde gewiß gefunden, wenn es überhaupt vorhanden war ... doch die zu fürchtende Einmischung der verdächtigen Gesellschaft, die sich auf der »Berbera« mit eingeschifft hatte ...

Die pechschwarze Nacht brachte das Fahrzeug noch in recht ernste Gefahr, nicht in Folge seiner Leichtigkeit, denn diese gestattete ihm, über die Wogen hinweg zu gleiten, doch dann und wann brauste der

Sturm stoßweise so gewaltig, daß man zehnmal ein Kentern desselben befürchten mußte.

Nach Mitternacht, wo ein starker Regen niederging, flaute der Wind ein wenig ab, und vielleicht leitete das für morgen einen Witterungsumschlag ein. Doch nein, denn als es wieder heller wurde, zeigte sich der Himmel noch ebenso stark bewölkt, wenn die Atmosphäre sich auch wesentlich beruhigt hatte. Dem schweren Platzregen der Nacht folgte nun der feinere Niederschlag aus den niedern Wolenschichten, der – ohne Zeit zur Bildung großer Tropfen zu haben – mehr halb staubförmig niederrieselte.

Als Juhel nach dem Verdecke kam, konnte er eine Bewegung der Enttäuschung nicht unterdrücken. Bei diesem Zustande des Himmels war es ihm ganz unmöglich, sein Besteck zu machen. Wo sich die Perme nach so häufigem Courswechsel und ohne Kenntniß des zurückgelegten Weges jetzt befände, das hätte auch deren Führer, trotz

seines Vertrautseins mit den heimischen Gewässern, gewiß nicht zu sagen gewußt. Vielleicht war die »Berbera« schon an dem Eiland vorübergekommen und durch den heftigen Wind viel zu weit nach Osten verschlagen worden.

Unter dem Pfortsegel hervorkriechend, nahm Pierre-Servan-Malo wieder ganz vorn auf dem Verdeck Platz. Doch wie wettete und schimpfte er beim Anblick des Himmels! An seinen Neffen richtete er aber kein Wort, sondern hielt sich regungslos neben dem Krahnbalken des Steuerbords.

Wenn Juhel sich nun hütete, das von seinem Onkel schon seit gestern bewahrte Schweigen zu brechen, so mußte er sich dafür einige Fragen von Selik gefallen lassen, die er nur ausweichend beantworten konnte.

Der Dolmetscher trat nämlich an ihn heran und sagte:

»Heut scheint sich der Tag auch schlecht anzulassen, mein Herr!

– Sehr schlecht.

– Sie werden Ihre Instrumente zur Sonnenbeobachtung wieder nicht benutzen können.

– Das ist leider zu fürchten.

– Was machen Sie aber dann?

– Nun, dann wart' ich eben.

– Ich erinnre Sie daran, daß die Perme nur für drei Tage Proviant mitführt, und wenn das schlechte Wetter anhielte, müßte sie nach Sohar zurücksegeln.

– Ja freilich!

– Werden Sie in diesem Falle auf Ihr Project einer Untersuchung des Golfs von Oman verzichten?

– Wahrscheinlich ... oder wir verschieben die Sache wenigstens bis zu günstigerer Jahreszeit.

– Sie würden sich also in Sohar aufhalten?

– In Sohar oder Mascat, das ist ja gleichgiltig.«

Der junge Kapitän legte sich eine, bei dem Verdacht, den ihm Selik einflößte, sehr gerechtfertigte Zurückhaltung auf, und dieser erhielt deshalb nicht den erwünschten Aufschluß.

Der Frachtschiffer erschien jetzt fast gleichzeitig mit Saouk auf Deck. Der eine verzog recht ärgerlich den Mund, der andre verrieth durch seine Haltung, wie wüthend er darüber war, daß die Dunstmassen die »Berbera« schon auf zwei bis drei Kabellängen wie eine Wand umschlossen.

»Nun es macht sich nicht? begann Gildas Tregomain, der dem jungen Seemann die Hand drückte.

- Ganz unmöglich! erklärte Juhel.
- Und unser Freund? ...
- Der steht dort ... im Vordertheile.
- Wenn er sich nicht etwa über Bord stürzt!« murmelte der Frachtschiffer.

Er befürchtete wirklich schon lange, daß der Malouin sich schließlich zu einem Schritt der Verzweiflung hinreißen lassen möchte.

Der Morgen verlief ohne Veränderung. Der Sextant verblieb als nutzlos in seinem Kasten. Kein Sonnenstrahl blinkte durch den dicken Dunstvorhang. Zu Mittag konnte auch der Chronometer, den Gildas Tregomain gewissenhaft herbeibrachte, nicht zur Längenbestimmung durch den Stundenunterschied zwischen Paris und dem von der Perme im Golf von Oman eingenommenen Punkte verwendet werden. Der Nachmittag erwies sich nicht günstiger. Wenn man sich auch bemühte, die

zurückgelegte Strecke bestens abzuschätzen, so wußte man doch nur sehr unvollkommen, wo die »Berbera« sich zur Zeit befand.

Darüber schien der Schiffer der Perme auch mit Selik zu sprechen, dem er mittheilte, daß er, wenn sich das Wetter auch morgen nicht änderte, wieder nach Westen, dem Lande zu, steuern müsse. Wo man freilich auf eine Küste treffen würde, ob in der Höhe von Sohar, von Mascat, oder weiter nördlich am Eingange der Meerenge von Ormuz, oder auch südlicher nach dem Indischen Meere zu in der Höhe von Raz-el-Had ... das konnte niemand voraussagen.

Selik glaubte Juhel von den Absichten des Führers der »Berbera« unterrichten zu müssen.

»Meinetwegen!« warf Juhel nachlässig hin.

Das war seine ganze Antwort.

Bis zur Nacht kein Zwischenfall. Selbst als sie hinter den Dunstmassen im Westen herabsank, vermochte die Sonne diese nicht zu durchbrechen. Jetzt dauerte aber nur noch ein ganz feiner Staubregen weiter und das versprach eine Aenderung im Zustande der Atmosphäre. Der Wind hatte sich so vollständig gelegt, daß man nur zuweilen einen Hauch davon bemerkte. Der Frachtschiffer, der dazwischen immer einmal die Hand emporstreckte, glaubte schon eine ganz leichte Brise aus Osten einsetzen zu fühlen.

»O wär' ich nur auf der ›Charmante Amélie‹, sagte er, da unten ... zwischen den lieblichen Ufern der Rance, da würde ich mich schon ausfinden!«

Die »Charmante Amélie« war freilich schon seit langem als Brennholz verkauft worden, und die Perme segelte auch nicht zwischen jenen lieblichen Ufern hin.

Juhel machte dieselbe Bemerkung wie Gildas Tregomain. Es schien übrigens, daß

die Sonne gerade beim Verschwinden unter dem Horizonte, noch einmal, wie ein Neugieriger durch's Schlüsselloch, durch eine Oeffnung in den Wolken gelugt hätte. Pierre-Servan-Malo beobachtete diesen Strahl gewiß auch, denn sein Auge flammte auf und beantwortete jenen Strahl des Tagesgestirns mit einem Blitze ohnmächtiger Wuth.

Am Abend speisten alle, doch mit Rücksicht auf Ersparung am vorhandenen Proviant, von dem nur noch für vierundzwanzig Stunden übrig war. Von morgen ab mußte man also daran denken, wieder nach dem Lande hin zu segeln, wenn sich nicht herausstellte, daß die »Berbera« sich überhaupt in dessen Nähe befand.

Die Nacht war ruhig. Die Dünung legte sich auffallend schnell, wie das in beschränkten Golfen ja gewöhnlich der Fall ist. Der Wind ging dabei wirklich nach Osten um. Bei der Ungewißheit der Lage des Schiffes ließ dessen Führer, auf einen durch Selik

übermittelten Rathschlag Juhels hin, jetzt gegenbrassen.

Um drei Uhr am Morgen ließ der inzwischen klar gewordene Himmel noch die letzten Sterne herniederblinken. Alles ließ auf eine gute Beobachtung hoffen.

Wirklich erhob sich später die Sonnenscheibe in vollem Glanze über die Linie des Horizontes. Vergrößert durch die Refraction und purpurn gefärbt durch die niedrigeren Luftschichten, irisierte ihr blendendes Licht auf der Oberfläche des Golfes.

Gildas Tregomain glaubte sie begrüßen zu müssen und nahm höflich den Wachstuchhut ab. Ein Ghebr oder Parst hätte die Erscheinung des Tagesgestirns auch nicht ehrfurchtsvoller begrüßen können.

Da lebten die Geister nun wieder auf! Mit größter Ungeduld harreten alle, Passagiere und Seeleute, der Stunde entgegen, wo das

Besteck gemacht werden sollte. Die Araber wissen nicht, daß die Europäer Mittel besitzen, die Lage eines Schiffes, auch wenn kein Land in Sicht ist, genau zu bestimmen. Jetzt interessierte es sie, zu erfahren, ob die »Berbera« sich noch im Golfe befände oder etwa nach dem Cap Raz-el-Had zu verschlagen worden wäre.

Inzwischen stieg die Sonne in wunderbarer Reinheit weiter empor, und es war nicht zu fürchten, daß eine Wolke sie verschleiern würde, wenn der junge Kapitän die Stunde der Ablesung der Mittagshöhe gekommen glaubte.

Etwas vor zwölf Uhr traf Juhel seine Vorbereitungen. Mit festgeschlossenen Lippen, brennenden Augen, und ohne eine Silbe zu sprechen, pflanzte sich Meister Antifer neben ihm auf. Der Frachtschiffer hielt sich, den großen, ganz rothen Kopf hin und her wiegend, zu seiner Rechten, Saouk auf dem Hinterdeck und Selik an Backbord paßten auf, wie die Sache vor sich ging.

Mit gespreizten Beinen, um sicher zu stehen, hielt Juhel den Sextanten mit der linken Hand und richtete das Fernrohr nach dem Horizonte.

Die Perme schwankte kaum fühlbar mit der schwachen Dünung auf und nieder.

Sobald er die Sonnenhöhe erhalten hatte, rief Juhel:

»Es ist gelungen!«

Und nachdem er die betreffenden Zahlen auf dem getheilten Bogenstücke abgelesen hatte, begab er sich zur Ausführung der nöthigen Berechnung nach der Cabine hinunter, von wo er nach zwanzig Minuten zurückkehrte, um das Resultat zu verkündigen.

Die Perme befand sich zur Zeit unter $25^{\circ} 2'$ nördlicher Breite, das heißt also, um drei Minuten nördlicher als die Breitenlinie der Insel.

Zur Vollendung der Beobachtung mußte nun noch der Stundenwinkel gemessen werden. Niemals waren die Stunden dem Meister Antifer, Juhel, dem Frachtschiffer und Saouk aber so lang vorgekommen! Es schien, als ob der ersehnte Augenblick nie herannahen wollte.

Endlich kam er doch, während die »Berbera« auf Anordnung Juhels etwas nach Süden zurückgesegelt war.

Um zweieinhalb Uhr maß der junge Seemann eine Reihe von Höhen, während der Frachtfuhrmann die zugehörige vom Chronometer angegebene Zeit aufschrieb. Nach der Rechnung ergab sich dann eine Breite von $54^{\circ} 58'$.

Die Perme befand sich also eine Bogenminute östlich von dem Eilande.

Plötzlich ließ sich ein Ausruf vernehmen. Ein Araber zeigte nach einer dunkeln Erhebung etwa zwei Meilen im Westen.

»Mein Eiland!« platzte der Meister Antifer heraus.

Es konnte nur dieses Eiland sein, denn ringsum war kein Land in Sicht.

Da lief und sprang, taumelte und fuchtelte der Malouin umher, als ob er vom großen Veitstanz befallen wäre. Gildas Tregomain mußte ihn wohl oder übel mit seinen kräftigen Armen festhalten.

Sofort steuerte die Perme auf den bezeichneten Punkt zu. Bei der leichten Ostbrise, die ihre Segel schwellte, mußte eine halbe Stunde genügen, ihn zu erreichen. Sie kam in der That dahin, und unter Abschätzung des seit der Minute der Beobachtung zurückgelegten Weges, konnte Juhel die Versicherung abgeben, daß die Lage dieses Eilandes den von Kamylik-Pascha erhaltenen Coordinaten desselben entspreche, also der von Thomas Antifer seinem Sohne übererbten Breite von $24^{\circ} 59'$ nördlich vom Aequator, und der von Ben

Omar nach Saint Malo überbrachten Länge
von $54^{\circ} 57'$ östlich von Paris.

So weit der Blick reichte, überflog er sonst
aber nur die öde Wasserwüste des Golfs
von Oman.

XVI.

Das völlig schlagend beweist, dass Kamyk-Pascha seine Seefahrten wirklich bis nach dem Golf von Oman ausgedehnt hatte.

Da lag es also vor ihm, jenes Eiland, das Meister Antifer in Gedanken auf den Werth von wenigstens hundert Millionen schätzte. Nicht fünfundsiebzig Centimes hätte er sich abhandeln lassen, wenn die Gebrüder Rothschild es »wie es steht und liegt« hätten kaufen wollen.

Der äußern Erscheinung nach war es nur eine nackte, dürre Felsmasse ohne jedes Grün, die bei länglich runder Gestalt einen Umfang von zweitausend bis zweitausendfünfhundert Meter haben mochte. Ihre Ränder zeigten vielfache Einschnitte, hier Spitzen, dort wenig tiefe Buchten. In einer solchen, die nach Westen

zu gelegen und gegen den eben herrschenden Wind geschützt war, fand die Perme jedoch gute Zuflucht. Das Wasser darin war sehr klar, so daß man bei zwanzig Fuß Tiefe den sandigen, mit Meerpflanzen bedeckten Grund sehen konnte. Als die »Berbera« festgelegt war, vermochte die nahe Brandung sie kaum leicht zum Schwanken zu bringen.

Das war immerhin genug, ja sogar zuviel, als daß der Notar noch eine Minute hätte an Bord bleiben mögen. Mit Mühe hatte er sich nach dem Verdeck geschleppt und wollte eben auf's Land hinüberspringen, als Meister Antifer ihn aufhielt und dem Männchen zurief:

»Halt, halt! Herr Omar! ... Erst ich, wenn's Ihnen beliebt!«

Ob ihm das nun beliebte oder nicht, jedenfalls mußte der Notar warten, bis der unregierbare Malouin von seinem Eiland Besitz genommen hatte, was er dadurch

that, daß er die Sohlen seiner
Schifferstiefeln tief in den Sand eindrückte.

Dann durfte ihm Ben Omar nachfolgen,
und der seufzte erleichtert auf, als er festen
Boden unter den Füßen fühlte. Gildas
Tregomain, Juhel und Saouk befanden sich
bald bei ihnen.

Inzwischen hatte Selik das Eiland mit dem
Blicke gemustert und sich gefragt, was die
Fremdlinge hier wohl vorhätten, daß sie
eine so lange Reise und so große Unkosten
daransetzten. Nur die Lage dieses
Felsennestes zu bestimmen, das ließ sich
wohl kaum annehmen, wenigstens wenn
jene Leute nicht reine Narren waren. Wenn
sich auch bei Meister Antifer einige Spuren
davon zeigten, so hatten doch Juhel und der
Frachtschiffer offenbar Sinn und Verstand
bei einander. Und dennoch beteiligten sie
sich bei dieser auffälligen Geschichte! Da
waren ferner die beiden Aegypter, die daran
auch Interesse zu haben schienen ...

Selik hatte jetzt also mehr als jemals Ursache, die Schritte dieser Fremdlinge zu beobachten, und er wollte ihnen eben nach dem Eilande folgen. Da gab Pierre-Servan-Malo seinem Neffen ein von diesem verstandenes Zeichen, und letzterer wendete sich an Selik mit den Worten:

»Es ist unnöthig, daß Sie uns begleiten. Hier brauchen wir keinen Dolmetscher ... Ben Omar spricht französisch wie seine Muttersprache ...

– Dann ist's gut!« begnügte sich Selik zu antworten.

Der Polizist wollte keine Verhandlung hervorrufen. Er hatte sich dem Meister Antifer zur Verfügung gestellt und mußte sich dessen Anordnungen nun auch fügen. Dagegen behielt er sich vor, mit seinen Leuten einzugreifen, wenn die Fremden nach dem Fahrzeuge zurückkehrten und irgendwelche Gegenstände mit an Bord bringen sollten.

Jetzt war es schon dreieinhalb Uhr nachmittags. An Zeit fehlte es also nicht, sich in den Besitz der drei Fässer zu setzen, wenn sich diese überhaupt vorfanden, und daran zweifelte der Malouin keinen Augenblick.

Die »Berbera« sollte also in der kleinen Bucht liegen bleiben. Durch Vermittelung Selik's verständigte der Führer der Perme Juhel aber, daß er nur bis sechs Uhr warten werde. Die Nahrungsmittel waren fast zu Ende. Jetzt galt es also, den günstigen Wind zu benützen, um, etwa mit Anbruch des nächsten Tages, Sohar wieder zu erreichen. Meister Antifer erhob dagegen keinen Einwand. In mehreren Stunden konnte er sein Vorhaben ja recht gut erledigt haben.

Es handelte sich ja nicht darum, das überdies beschränkte Eiland zu durchmessen oder es Schritt für Schritt zu untersuchen. Nach dem bekannten Briefe lag die Oertlichkeit mit dem Schatze an einer der südlichen Spitzen und am Fuße einer durch das Doppel- κ bezeichneten

Felswand. Die Spitzaxt mußte die drei Fässer bald bloßlegen, die Meister Antifer bequem nach der Perme zu rollen gedachte. Natürlich hätte er das gern ohne Zeugen vorgenommen – mit Ausnahme des ihm als solchen aufgenöthigten Ben Omar und dessen Schreibers Nazim. Da es die Besatzung der »Berbera« gar nichts angehen konnte, was jene Fässer enthielten, drohte höchstens die Karawanenreise nach Mascat einige Schwierigkeiten zu bieten. Doch damit hatte man sich ja erst später abzufinden.

Meister Antifer, Gildas Tregomain und Juhel einerseits, sowie Ben Omar und Nazim andererseits, begannen nun den Abhang des Eilandes zu erklimmen, dessen mittlere Höhe über dem Meere etwa hundertfünfzig Fuß betrug. Bei ihrer Annäherung flatterten einige Völker Wildenten auf, die gegen diesen Einbruch in ihr gewohntes Heim mit lautem Geschrei protestierten. Gewiß mochte seit Kamylik-Paschas Besuche hier keines Menschen Fuß den öden Felsblock betreten haben. Der

Malouin trug die Spitzhaue auf der Schulter – er hätte sie auch keinem andern überlassen. Der Frachtschiffer hatte eine Schaufel bei sich, und mit einem Compaß in der Hand bestimmte Juhel die Himmelsgegenden.

Der Notar hatte einige Mühe, von Saouk nicht überholt zu werden. Noch zitterten ihm die Beine, obwohl er nicht mehr auf dem Verdeck der Perme stand. Dennoch hatte er seine Sinne wieder beisammen, seine Intelligenz wieder erlangt und die Beschwerden der Fahrt vergessen, wogegen er schon an die der Rückreise dachte. Auf diesem Eiland gab es ja eine Stelle, die für ihn eine ungeheure Provision barg, und wenn's ihm nicht um die Verschwiegenheit des Notars zu thun gewesen wäre, so hätte es Saouk wohl fertig gebracht, ihm diese zu verweigern, wenn es ihm gelang, sich des Schatzes zu bemächtigen.

Der Erdboden war ziemlich steinig und nicht leicht zu begehen. Nach der Mitte zu gelangt man nur durch Umgehung mehrerer

kaum zu überwindender Einzelerhöhungen. Als die Gruppe den hervorragendsten Punkt erreicht hatte, erblickte sie die Perme, deren Flagge im Winde flatterte.

Von hier aus war auch der Umfang des Eilandes klar zu erkennen. Da und dort traten an demselben Spitzen hervor und unter diesen die ... Millionenspitze! Ein Irrthum war nicht möglich, da das Testament angab, daß diese nach Süden zu liege.

Mit Hilfe des Compasses hatte Juhel sie schnell genug aufgefunden. Sie bildete eine dürre Zunge, die an dem weißen Schaume der leichten Brandung leckte.

Und noch einmal kam dem jungen Kapitän der peinigende Gedanke, daß die unter diesem Felsen verscharzten Reichthümer sich zwischen ihm und seiner Verlobten als unüberwindliches Hinderniß aufzuthürmen drohten. Den Starrsinn seines Onkels würde doch niemand zu brechen vermögen. Da kam ihm die Lust – eine wilde, doch von

ihm bemeisterte Lust – an, den Oheim auf eine falsche Fährte zu leiten.

Der Frachtschiffer fühlte sich von zwei entgegengesetzten Empfindungen zermartert: von der Furcht, daß Juhel und Enogate niemals ein Paar würden, und von der, daß sein Freund Antifer ganz den Verstand einbüßen könnte, wenn ihm die Erbschaft Kamyk-Paschas entging. In einer Art Wuth schlug er mit der Schaufel auf den Boden ein, daß die Steinstücke nur so um ihn herumflogen.

»He ... Du da ... Frachtschiffer, Dich sticht wohl der Hafer? fragte Meister Antifer.

– Keineswegs! antwortete Gildas Tregomain.

– Warte gefälligst mit Deinen Axthieben, bis wir an Ort und Stelle sind!

– Ja, ja, ich werde warten, alter Freund!«

Nach Süden hin weiter wandernd, stieg die kleine Gesellschaft nach einer dort hinausragenden Spitze hinab, die kaum sechshundert Schritte weit entfernt war.

Meister Antifer, Ben Omar und Saouk, die jetzt vorausgingen, beschleunigten ihre Schritte, als würden sie von einem Magnete angezogen – jenem Magnete Gold, der auf alle Menschen wirkt. Ihr Athem keuchte. Es schien, als witterten sie jenen Schatz, als athmeten, als saugten sie ihn ein, als durchdränge sie eine Atmosphäre von Millionen, und als müßten sie ersticken, wenn ihnen diese entschwände.

In zehn Minuten war die Spitze erreicht, die weit hinausragend sich im Meer verlief. Am Anfang derselben sollte Kamylik-Pascha also die Felswand mit einem doppelten K bezeichnet haben.

Hier erreichte nun die Aufregung des Meister Antifer einen solchen Grad, daß er zusammenzusinken drohte. Ohne daß Gildas Tregomain ihn mit den Armen

auffing, wäre er wie eine leblose Masse niedergefallen, denn das Leben verrieth sich in ihm nur noch durch krampfhaftes Zuckungen.

»Onkel! ... Liebster Onkel! rief Juhel.

– Alter, lieber Freund!« secundierte diesem der Frachtschiffer.

Saouk machte ein Gesicht, über dessen Bedeutung man sich nicht täuschen konnte, und als wollte er sagen:

»Möchte er crepieren, der Christenhund, dann bin ich der einzige Erbe Kamyk-Paschas.«

Die Physiognomie Ben Omar's dagegen schien vielmehr auszudrücken:

»Doch wenn dieser Mann, der allein die genaue Stelle des Schatzes weiß, sterben sollte, wär' ich ja um meinen Antheil.«

Der Anfall ging zum Glück ohne schlimme Folgen vorüber. Die kräftigen Reibungen

des Frachtschiffers brachten ihn wieder zu sich, so daß er die ihm entfallene Spitzhacke von neuem ergriff. Dann begannen die Männer eine genauere Besichtigung der Felsenwand.

Längs derselben zog sich eine Art schmalen Weges hin, hoch genug, um vom Meere selbst bei stürmischem Südwest nicht überspült zu werden. Man hätte vergeblich einen geeigneteren Platz gesucht, um Millionen sicher niederzulegen. Die Stelle wiederzuerkennen, konnte keine große Schwierigkeit bieten, wenn Wind und Wetter seit einem Vierteljahrhundert das Monogramm nicht zerstört hatten.

Pierre-Servan-Malo war bereit, die ganze Spitze einzeln zu untersuchen; er hätte die Felsen einen nach dem andern gesprengt, und wenn es ihm Wochen oder Monate kostete. Die Perme konnte ja in Sohar frischen Proviant holen. Nein! Er verließ jetzt das Eiland nicht eher, als bis er ihm die Schätze, deren rechtmäßiger Eigenthümer er war, entrissen hatte.

Dieselben Gedanken erfüllten Saouk, so daß der Seelenzustand bei beiden, nicht gerade zur Ehre der menschlichen Natur, völlig übereinstimmte.

Jetzt waren alle beim Werke, suchten und spähten umher, wühlten die Algendecke auseinander und rissen den Tang los, wo er sich abgelagert hatte. Mit seiner Spitzhaue bohrte Antifer in die Spalten des Gesteins, der Frachtschiffer hämmerte mit der Axt daran herum. Ben Omar kroch auf allen Vieren wie eine Krabbe über die Rollsteine des Bodens hin. Juhel und Saouk waren ebenfalls nicht müßig. Kein Wort wurde mehr gewechselt – bei einer Leichenfeier hätte kein größeres Stillschweigen herrschen können ...

In der That war es ja auch ein Kirchhof, dieses im Golfe verlorene Eiland, und ein Grab war es, was die Männer so eifrig suchten, ein Grab, aus dem sie die Millionen des Aegypters wieder heraufholen wollten.

Nach einer halben Stunde war noch nichts gefunden, deshalb erlahmte aber keiner; unterlag es doch keinem Zweifel, daß sie sich auf dem Eiland Kamyk-Paschas befanden und daß die Fässer an dessen Südvorsprünge vergraben lagen.

Verzehrend brannte die Sonne; der Schweiß strömte über die Gesichter – die Leute wollten nichts von Erschöpfung spüren. Alle arbeiteten mit dem Eifer von Ameisen, die sich ihren Bau aushöhlen, alle – selbst der Frachtschiffer, den der Dämon Habgier jetzt auch gepackt hatte. Nur um Juhels Lippen prägte sich zuweilen die Erschöpfung deutlicher aus.

Endlich ließ sich ein Ausruf der Freude – oder war es der Aufschrei eines Raubthieres? – vernehmen.

Meister Antifer war es, der ihn ausgestoßen hatte. Halb vorgeneigt, das Haupt entblößt und die Hand hinausgestreckt, zeigt er auf einen, gleich einem Monolithen emporstrebenden Felsen.

»Da! ... da!« rief er wiederholt.

Und hätte er sich jetzt vor diesem Steingebilde niedergeworfen, wie ein Trasteveriner vor einer Nische mit der Madonna – keiner seiner Gefährten hätte sich darüber verwundert. Sie hätten sich ihm vielmehr zu gemeinsamer Anbetung angeschlossen ...

Juhel und der Frachtschiffer, Ben Omar und Saouk hatten sich dem Meister Antifer genähert, der eben niederkniete ... sie sanken mit ihm in die Knie ...

Was war denn Besondres an diesem Felsblock?

Da befand sich, sichtbar für die Augen, fühlbar für die Hände, das berühmte Monogramm Kamyk-Paschas, jenes Doppel- K, dessen Kanten zwar abgenagt waren, das aber trotzdem deutlich erkennbar vor ihnen stand.

»Da! ... Da!« wiederholte Meister Antifer.

Damit bezeichnet er am Fuße des Felsens die Stelle, wo man einschlagen sollte, wo der seit zweiunddreißig Jahren niedergelegte Schatz in seinem Steinbette ruhte.

Sofort drang die Spitzhaue in den Erdboden ein, der knatternd aufbrach. Dann beseitigte Gildas Tregomain mit der Schaufel und Axt die mit Cementstücken vermengten Bruchstücke. Das Loch wurde tiefer ... weiter. Die Brust der Männer keuchte, ihre Herzen hämmerten zum Zerspringen in Erwartung des letzten Schlages, der aus den Eingeweiden des Bodens eine Quelle von Millionen eröffnen sollte.

Noch immer drang man tiefer hinein, noch immer zeigten sich die Fässer nicht, die Kamyk-Pascha der Sicherheit wegen gewiß recht tief versenkt hatte. Doch was verschlug es, wenn es etwas mehr Zeit kostete.

Plötzlich klang es wie ein metallischer Ton. Unbedingt war die Spitzhaue auf einen

tönenden Gegenstand getroffen.

Meister Antifer bückte sich nach der Oeffnung nieder. Sein Kopf verschwand darin, während die Hände begierig umhertasteten ...

Er erhob sich wieder mit blutgefüllten Augen ...

Was er in der Hand hielt, war ein metallener Kasten in der Größe von höchstens einem Cubikdecimeter.

Alle starrten diesen mit dem Ausdrücke der Enttäuschung an, und Gildas Tregomain übersetzte gewiß den Gedanken aller übrigen, als er ausrief:

»Wenn da drin hundert Millionen stecken, soll mich der leibhaftige ...

– Schweig still!« fuhr Meister Antifer auf.

Noch einmal durchsuchte er die Aushöhlung, brachte aber nur einige Felsenbruchstücke daraus hervor.

Vergebliches Mühen! Hier fand sich nichts weiter vor als jener eiserne Kasten, auf dessen Deckel das erhaben ausgearbeitete Doppel- κ des Aegypters sichtbar war.

Hatten Meister Antifer und seine Begleiter so vielen Mühen und Gefahren wirklich für nichts und wieder nichts Trotz geboten? ... Wären sie so weit hierher gekommen, um das Opfer einer grausamen Mystification zu werden?

Juhel hätte wirklich lächeln mögen, wenn ihn sein Onkel nicht mit den gläsernen Augen des Irrsinnigen und mit verzerrtem Munde, aus dem unarticulierte Töne hervorquollen, zu seinem Entsetzen angestarrt hätte.

Gildas Tregomain erklärte später, er habe damals jeden Augenblick erwartet, ihn starr und steif umsinken zu sehen.

Plötzlich richtete sich Meister Antifer auf, ergriff die Spitzhacke, schwang sie wild herum und mit heftigem Schlage

zertrümmerte er den Kasten. Diesem entfiel ein Schriftstück.

Es war ein von der Zeit vergilbtes Pergament, auf dem einige, noch recht gut lesbare Zeilen in französischer Sprache standen.

Meister Antifer ergriff das Document. Ohne daran zu denken, daß Ben Omar und Saouk ihn hören könnten und er diesen vielleicht ein Geheimniß verriethe, das er besser für sich behalten sollte, begann er mit zitternder Stimme folgende Zeilen zu lesen:

»Dieses Document enthält die Längenangabe eines zweiten Eilandes, die Thomas Antifer oder dessen directer Erbe zur Kenntniß des Banquiers Zambuco zu bringen haben. Der Genannte wohnt in ...«

Meister Antifer hielt inne. Mit einem Faustschlage stopfte er den unklugen Mund, der beinahe zuviel gesagt hätte.

Saouk verstand sich genügend zu beherrschen, um seine grausame Enttäuschung zu verbergen. Noch wenige Worte, und er hätte die Länge der Insel erfahren, zu der genannter Zambuco offenbar die Breite kannte, und außerdem gehört, in welchem Lande jener wohnte ...

Der nicht minder enttäuschte Notar stand mit offnem Munde und heraushängender Zunge da, wie ein Hund, der stark durstet und dem man eben den Napf weggezogen hat.

Bald darauf aber, nachdem jener Satz durch den erwähnten Faustschlag abgebrochen worden war, erhob sich Ben Omar und fragte, auf Grund seines Rechtes, die Intentionen Kamylik-Paschas kennen zu lernen:

»Nun ... jener Banquier Zambuco ... der wohnt ...?

– In seinem Hause!« fertigte ihn Meister Antifer ab.

Damit faltete er das Schriftstück zusammen, steckte es in die Tasche und ließ Ben Omar verzweifelt die Hände zum Himmel emporstrecken.

Der Schatz befand sich also nicht auf dem Eiland des Golfes von Oman! Die Reise hatte nur den Zweck gehabt, den Meister Antifer aufzufordern, sich mit einer neuen Persönlichkeit, dem Banquier Zambuco, in Verbindung zu setzen. Vielleicht war dieser Mann ein zweiter Legatar, den Kamylik-Pascha für früher geleistete Dienste belohnen wollte. Vielleicht sollte er mit dem Malouin den diesem vermachten Schatz theilen. Das war nicht so unglaublich. Daraus ergab sich dann aber mit logischer Nothwendigkeit, daß der Tasche Meister Antifer's statt der geträumten hundert Millionen nur deren fünfzig zufließen würden.

Juhel ließ den Kopf hängen bei dem Gedanken, daß das noch immer viel zu viel wäre, um die Ansichten seines Onkels

bezüglich seiner Verheirathung mit Enogate zu verändern.

Was Gildas Tregomain angeht, so schien dessen heimliches Lächeln sagen zu wollen, daß fünfzig Millionen immer noch ein artiger Pfennig Geld seien, wenn sie einem glatt in den Schoß fallen.

Juhel hatte aber eigentlich ganz richtig errathen, was jetzt Meister Antifer durch den Kopf ging und daß dieser, wenn er darüber klar geworden war, nur sagen würde:

»So braucht Enogate an Stelle eines Prinzen bloß einen Herzog zu heiraten und Juhel kommt mit einer Herzogin an Stelle einer Fürstin als Ehegespons davon!«

*

Ende des ersten Theiles.